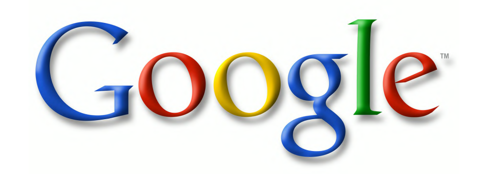
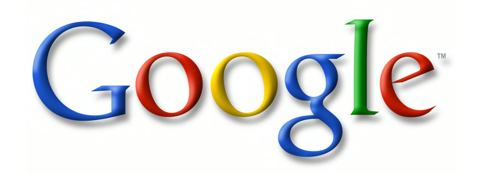
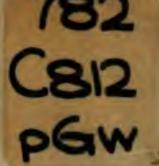
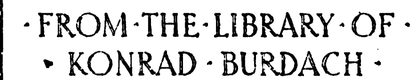


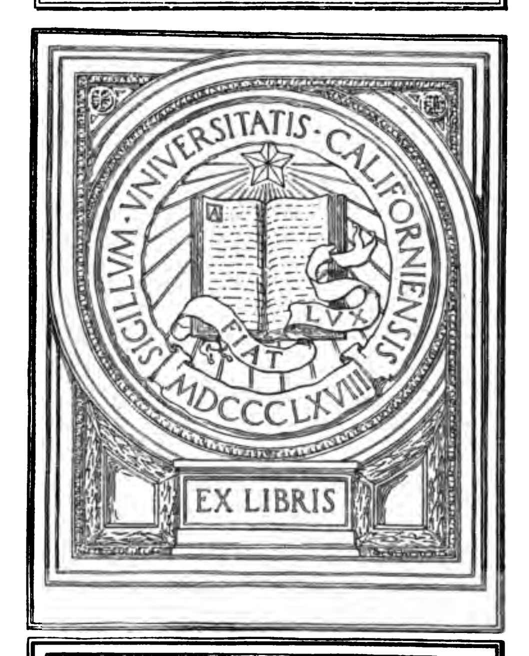






CORNAZANO
Sprichwort
Novellen


· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS


Digitized by Google

8. –

PERLEN ÄLTERER ROMANISCHER PROSA, HERAUSGEGEBEN VON H. FLŒRKE UND A. WESSELSKI

BAND IV

ANTONIO CORNAZANO
SPRICHWORTNOVELLEN

DIE SPRICHWORT-NOVELLEN

DES

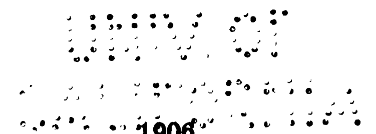
PLACENTINERS

ANTONIO CORNAZANO

ZUM ERSTEN MALE VERDEUTSCHT

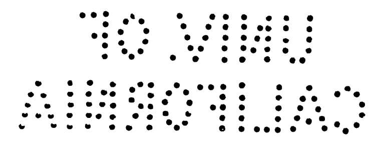
VON

ALBERT WESSELSKI



1906
MÜNCHEN
BEI GEORG MÜLLER

DIESES WERK WURDE IM AUFTRAGE VON GEORG MÜLLER VERLAG IN MÜNCHEN IN EINER EINMALIGEN AUFLAGE VON 800 IN DER PRESSE NUMERIERTEN EXEMPLAREN IN DER BUCHDRUCKEREI VON M. MÜLLER & SOHN IN MÜNCHEN FÜR SUBSKRIBENTEN HERGESTELLT. 50 EXEMPLARE WURDEN AUF BÜTTEN ABGEZOGEN



EXEMPLAR No. 390

EINLEITUNG.[1])

Wenige Jahre vor dem Einzug Lucrezia Borgias in Ferrara starb in dieser Stadt ein seltsamer Mann: Antonio Cornazano. Der Freund und Diener der Este und vorher der Sforza, der Genosse Arientis und der Strozzi,

---

[1]) Benützte Literatur: *Biographie universelle*, tome neuvième, Paris 1830; *Storia della letteratura italiana* di G. Tiraboschi, *vol. III*, Milano 1833; Passano, *Novellieri italiani in prosa*, 2 ediz. Torino 1878, t. I; *Curiosa. Essais critiques de littérature ancienne ignorée ou malconnue* par Alcide Bonneau, Paris 1887; Castellani, *La stampa in Venezia*, Venezia 1889; G. Zannoni, *Il libro dell' arte del danzare die Antonio Cornazano*, Rom 1890; E. Teza, *Un poeta travestito* in *Atti e memorie della R. academia di scienze lettere ed arti in Padova*, Nuova Serie vol. *VII*. Padova 1891, p. 97—113. Rosso, *Il Quattrocento*, Milano (1898).

der Biograph Colleonis ist er dem Literaturforscher und dem Kulturhistoriker unbekannt. Spärlich fliessen über ihn die Zeugnisse der Zeitgenossen, und ein halbes Säkulum nach seinem Tode ist er vergessen. Und doch war Cornazano ein hervorragender Geist und, was in jener Zeit mehr besagte, der Typus des vollkommnen Weltmannes. Zu Anfang des zweiten Jahrzehntes des sechzehnten Jahrhunderts ging Castiglione an die Abfassung des Cortegiano, und es wäre nicht zu wundern, wenn sein Modell Cornazano gewesen wäre. Dieser hier ausgesprochene Gedanke soll nicht vielleicht als eine Vermutung gelten, die zur nähern Prüfung auffordert. Unmöglich erscheint er gerade nicht, da die Höfe von Urbino und Ferrara in nachbarlicher Freundschaft lebten und regen Verkehr unterhielten. Mit meiner Bemerkung beabsichtige ich jedoch nur zu betonen, dass alle Eigenschaften, die Castiglione an seinem Hofmanne fordert, bei Cornazano in vollstem Masse vereinigt waren. Er wusste und verstand alles: mit

gleicher Leichtigkeit meisterte er den elegischen Vers in lateinischer, die Terzine und das Sonett in italiänischer Sprache, er schrieb über Musik und Tanzkunst und ist als Historiker geschätzt, er verfasste ein Werk über die Regierungskunst und eines über das Kriegswesen, er begeisterte sich zu religiösen Epen und zu Gedichten von bewunderungswürdigen Frauen; und er ahmte Virgil im Heldengedichte und Boccaccio in der Novelle nach.

Von seinem Leben wissen wir weniger als von seinen Schriften. Ungefähr um 1431 in Piacenza geboren, genoss er dort seine erste Bildung. Wegen einer Jugendliebe, der sich der Zwölfjährige hingab, wurde er von seinem Vater an die Schule von Siena gesandt, von wo er 1448 oder 49 in die Heimat zurückkam. Hier wurde er ein Freund und Genosse Francesco Sforzas, den er, erst zwanzig Jahre alt, in einer Sforzeide besang. Wahrscheinlich im Auftrag Sforzas begab er sich nach Mailand, wo er sich bestimmt zur Zeit dessen Todes — 1466 — aufhielt, stets

mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Später finden wir ihn in Venedig als Schützling des Grosscondottiere der Republik, Bartolomeo Colleoni. Er verfasste auch eine lateinische Biographie dieses Generals und Mäcens. Vom venetianischen Aufenthalte Cornazanos wissen wir noch, dass er neben andern Geschäften Zeit fand, für die Buchdruckerei Jensons Korrekturarbeiten durchzuführen. Damals war er schon ein anerkannter Dichter. Von Piacenza ging 1471 eine Gesandtschaft unter Alberto da Ripalta nach Mailand, um für ihre Landsleute das Recht auf Erteilung des Dichterlorbeers zu erbitten. Unter andern berühmten Männern seiner Vaterstadt führte der Sprecher auch an *Antonium Cornazanum, in versu vulgari alium Dantem sive Petrarcham.* Vier Jahre später starb Colleoni und der Dichter kehrte, seines Gönners beraubt, vielleicht auch in der Freiheit bedroht, nach Piacenza zurück. Als die Stadt 1479 wieder Abgeordnete nach Mailand sandte, um Ludovico Moro aus irgend einem Anlasse zu beglückwünschen, befand

sich dieses Mal Cornazano selbst unter den Gesandten. In demselben Jahre war er auch in Frankreich, jedoch ist es unbekannt, in welcher Eigenschaft; nur er selbst berichtet kurz von dieser Reise *(Vita di Gesù Cristo,* lib. 63, cap. 2). 1480 oder 81 kam er an den Hof Ercoles von Ferrara, ehrenvoll aufgenommen von diesem Fürsten und seiner Gemahlin Lianora von Aragon. Beider gedenkt er des öftern dankbar in seinen Schriften. In Ferrara vermählte er sich mit der edeln Taddea da Varro. Er starb auch dort um 1500. In der Servitenkirche liegt er begraben.

Seine Werke sind, wie erwähnt, der mannigfaltigsten Art. In italiänischen Terzinen schrieb er neun Bücher *De re militari,* die Traktate *De modo regendi* und *De motu fortunae,* ferner zwei religiöse Epen, *Vita di Maria vergine* und *Vita di Gesù Cristo.* Die beiden letzten Bücher tragen die Widmung an Lucretia Borgia, nach Poggiali (*Mem. per la Stor. lett. di Piac. I. p. 64)* nur infolge eines Kniffes des Verlegers Zoppino. Zugeschrieben

wird ihm noch das ebenfalls in Terzinen abgefasste Gedicht *La Reprensione contra Manganello per Bertoche.* Sicher hingegen sind von ihm das erst neuerdings bekannt gewordene *Libro dell' arte del danzare* und die in der Bibliothek Este schlummernden Werke *De mulieribus admirandis*, der Herzogin Bianca Maria Visconti-Sforza gewidmet, ein Borso Este zugeeignetes Gedicht über berühmte Fürsten und ein Sang zum Lobe von Giacomo Trotti aus Ferrara. Gross ist ferner die Zahl seiner teils ungedruckten, teils in verschiedenen Publikationen veröffentlichten Sonette und Canzonen. In lateinischer Sprache schrieb er die erwähnte Biographie Colleonis, abgedruckt und verstümmelt bei Burmann, *Thesaurus anitquitatum et historiarum Italiae, t. IX.*

In lateinischen Distichen endlich erschien einige Jahre nach seinem Tode der erste Druck von zehn Novellen, deren jede zur Erläuterung eines wirklichen oder angeblichen Sprichwortes dienen soll. Der Titel lautet: *ANTONII CORNAZANI Placentini novi poetae*

facetissimi quod de Proverbiorum orgine inscribitur opus nunquam alias impressum, adeo delectabile et iocosum variisque facetiis refertum, ut unicuique etiam penitus moesto hilaritatem maximam afferat. (in fine:) *Impressum Mediolani per Petrum Martyrem de Mantegatiis, anno salutis MCCCCCIII, die ultima Septembris.* Auch eine zweite Ausgabe ohne Jahr gibt es, die jedoch später herauskam. In das Jahr 1518 endlich fällt der erste Druck der *Proverbii in facetie, Vinegia, per Francesco Bindoni e Maffeo Pasini compagni,* vierzehn italiänische Novellen enthaltend, ebenso wie die zweite Ausgabe *Vinegia, Niccolo Zoppino e Vicenzo Compagno 1523.* Die folgenden Drucke, bis 1558 im ganzen neun und alle in Venedig erschienen, sind um zwei Erzählungen vermehrt, nämlich die zweiten Versionen der Sprichworterklärungen, die nun doppelt behandelt erscheinen. Alle elf italiänischen Editionen sind wie die zwei lateinischen von ausserordentlicher Seltenheit.

Zweiundeinhalb Jahrhunderte blieb Cornazano dann verschollen, bis Renouard 1812 bei Didot in Paris einen Neudruck der *Proverbii* veranstaltete; 1865 erschienen sie als 62. Band der *Scelta* in Bologna, eine französische Uebersetzung mit beigefügtem italiänischem Texte gab Alcide Bonneau 1884 bei Liseux in Paris heraus. Diese drei dem letzten Jahrhundert angehörigen Ausgaben wurden nur in je 200 Exemplaren gedruckt, so dass auch sie zu den Seltenheiten des Buchhandels gehören.

Während die Autorschaft der lateinischen Versnovellen Cornazano nie bestritten wurde, galt er vielen nicht als Verfasser der italiänischen Prosaerzählungen. Noch Passano hält sie für das Werk eines Unbekannten. Keineswegs darf man jedoch annehmen, sie seien eine Übersetzung des lateinischen Textes; von den sechzehn italiänischen Novellen behandeln nur drei (nicht vier, wie Bonneau behauptet) einen auch in der lateinischen Ausgabe benützten Stoff. Schon Poggiali hatte

die Entdeckung gemacht, dass der grösste Teil der *Proverbii in facetie* eigentlich in reimlosen Versen geschrieben ist, und vermutete, dass sie nur durch den Unverstand der Buchdrucker in Prosa gedruckt worden seien. Sebastiano Poli *(Modi di dire Toscani 1761)* war der Ansicht, dass Cornazano die einzelnen Erzählungen zuerst italiänisch in reimlosen Versen niedergeschrieben habe, um sie später, eines Teils ihrer Obszönität beraubt, in lateinische Distichen zu bringen. Erst Teza erbrachte in der eingangs erwähnten Schrift *Un poeta travestito* den Beweis der teilweisen Richtigkeit jener Annahmen. Heute wird wohl die Meinung allein richtig sein, dass Cornazano das Buch in „Prosa numerosa“, in rhythmischer Prosa geschrieben habe, um es später gefeilt in Dantes Versmass zu veröffentlichen. Wir besässen so nur das mehr oder minder ausgearbeitete Konzept. Die Richtigkeit dieser Annahme wird dadurch bestätigt, dass die Textierung oft sehr ungenau ist: so beruft sich der Verfasser mit einem *com è detto*

auf früheres, was er aber gar nicht gesagt hat, so finden sich bei einzelnen Novellen die Spuren einer in Wirklichkeit nicht vorhandenen Rahmenerzählung. Ein gewisser Nastaccio (Anastasius) aus Florenz ist der gedachte Erzähler, dem unter dem Vorsitze einer „Königin" eine Damengesellschaft lauscht. In der vorliegenden Übersetzung ist von den paar auf den Vortrag der Novellen bezüglichen Worten abgesehen worden.

Ausser den Sprichwortnovellen ist in den alten Ausgaben, der Didotschen und der Bologneser noch die sogenannte *Novella ducale* abgedruckt, die eine eheliche Untreue Francesco Sforzas und die Grossmut seiner Gattin behandelt. Diese Erzählung hat keinen Zusammenhang mit den Sprichworterzählungen und ist an sich uninteressant. Sabbadino degli Arienti hat denselben Stoff *(Le Porretane* No. 26) behandelt; seine Fassung ist von Keller im *Italiänischen Novellenschatz* übersetzt.

Stoffliche Nachweisungen und sonstige Anmerkungen findet der Leser im Anhange.

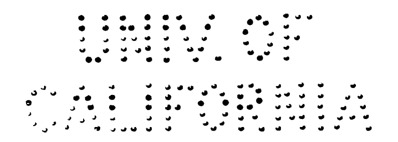
Über den literarischen Wert der Novellen äussere ich mich nicht; Alcide Bonneau behauptet, sie hätten *la grace de ceux de Boccace ou de la Reine de Navarre, et le piquant de facéties de Pogge.* Hoffentlich wird sich der deutsche Leser der Meinung des Franzosen anschliessen, ohne den Massstab unserer heutigen „Sittlichkeit“ an die fröhlichen Scherze des seit vierhundert Jahren toten Placentiners zu legen.

Graz, im Juli 1906.

Albert Wesselski.

I.

WENN ES AN HEU MANGELT, TUT ES GERSTENSTROH.



Es gibt, müsst Ihr wissen, ein sehr gebräuchliches Sprichwort, das man überall gegen überlästige Leute anwendet. Ist jemand in irgend einer Sache sehr zudringlich, und kann oder will man ihm nicht willfahren, so sagt man: „Wenn es an Heu mangelt, tut es Gerstenstroh." Der Ursprung dieser Redensart ist aber folgender:

In unserm Lande Italien, und zwar in der schönen Provinz Toskana, lebte eine an Landgütern und Schlössern reiche Witwe, allgemein bekannt unter dem Namen Monna Cecca. Sie hatte nur eine einzige Tochter, die bestimmt war, einmal alle Liegenschaften und Reichtümer zu erben. Diese war ungefähr

achtzehn Jahre alt, schön, wenn je eines Malers Kunstwerk diese Bezeichnung verdient hat, und von ihrer Mutter geliebt, wie der rechte Augapfel. Und es war der Mutter höchster Herzenswunsch auf dieser Welt, für das Mädchen einen guten Gatten zu finden, einen Mann, kräftig genug für die ehelichen Strapazen und furchtlos im Liebeskampfe. Denn es schien ihr, dass der Tochter zum vollständigen Lebensglücke sonst nichts fehle oder je fehlen könne, da sie doch reich, jung, hoch angesehen und dem edelsten Blute Toskanas entsprossen war. Viele Bewerber hatte die Mutter schon zurückgewiesen, darunter reiche und vornehme Herren, die die Jungfrau zur Ehe begehrten, da sie aus ihrem Aeussern zu schliessen glaubte, sie wären nicht besonders tauglich für die nächtlichen Scharmützel. Dieweil Monna Cecca in dieser Absicht verharrte, geschah es, dass, als der Charfreitag herankam, der grösste Feiertag des Jahres, wo alle Mädchen, die sonst immer zurückgezogen leben müssen, von ihren Müttern

zur Bussandacht geführt werden, auch sie mit ihrer Tochter, gefolgt von vier Begleiterinnen, ausging, um am Sündenablasse teilzunehmen. Und da bewirkte die Schönheit des Fräuleins, dass sich um sie immer ein Kreis verliebter Jünglinge bildete, die durch den herrlichen Anblick angelockt wurden. Als die Holde nun in eine sehr besuchte Kirche eintrat, begegnete ihr ein junger Landedelmann, schön und im Alter von fünfundzwanzig Jahren, vielleicht etwas darüber, der sich in Gesellschaft einiger Freunde befand. Kaum hatte er sie erblickt, wandte er sich auch schon mit losem Munde zu seinen Kameraden: „Herr Gott, was gäbe ich drum, könnte ich die nur eine Nacht in meinen Armen halten!" Die Genossen, denen seine Tüchtigkeit im Liebeskampfe wohl bekannt war, fragten: „Nun, Sandro, wieviel Meilen rittest Du wohl? Sag es ehrlich!" „Zehn!" war die Antwort, „bei meinem Leben! Und ich könnte die Maid so süss finden, dass es auch zwölf würden!" Diese Rede hörte die Mutter im

Vorbeigehn, kehrte sich scheinbar zu den Alten, die sie begleiteten, zurück, heftete aber ihr Auge scharf auf ihn und betrachtete ihn aufmerksam. Er war hoch von Gestalt, die Glieder ebenmässig, das Auge männlich blitzend und gross, nur der Rücken und die Beine etwas schmächtig. Da er eben erst aus dem Feldzuge zurückgekommen war, starrten die Waffen von Schmutz und Rost, und von den Aermeln hingen die Schnüre herab. Als es Monna Cecca genug schien mit der Musterung, sagte sie, bereits in die Kirche eingetreten, zur Tochter: „Bei meinem Leben! Wiewohl heute der Passionstag ist, und uns weltliche Gedanken fern bleiben sollten, ein schöner Mann ist er doch!“ Die Jungfrau neigte sich zu ihr: „Habt Ihr gehört, Mutter? Zwölfmal in einer Nacht, hat er gesagt. Erkundigt Euch doch und trachtet zu erfahren, wer er ist.“ Kurz und gut, Monna Cecca liess Christus in der Passion unter den Juden, richtete sich nach der Passion des Mädchens, besprach die Sache mit einigen erfahrenen

Damen und erhielt den Bescheid, der Betreffende sei ein tapferer Jüngling von nicht besonderm Adel, aber auch nicht von zu schlechter Geburt, und sei arm und ohne irgend ein zu erwartendes Erbteil. Sie eilte heim und teilte alles der Tochter mit, die, ohne auf Abkunft und Vermögen Rücksicht zu nehmen, merken liess, wie gut ihr der Junker gefiel. Ohne Verzug suchte ihn die Mutter auf und bot ihm die junge Schöne zur Gattin an, indem sie ihm erzählte, ein wie grosses Vermögen ihn erwarte, das ihm leicht zu Adel und Ansehen verhelfen würde. Nur die eine Bedingung stellte sie, er müsse seiner Gemahlin eine gute Behandlung angedeihen lassen. Der Jüngling beugte sein Haupt dem Glücke und liess sich das Mädchen samt der Mitgift gefallen. Sie zählten ihm sofort zweihundert Gulden auf die Hand, damit er sich kleide und in Ordnung bringe, und kargten überhaupt nicht mit dem Gelde, zur grössten Verwunderung des ganzen Landes.

Es kam der Tag der Hochzeit, endlich

auch die Stunde, wo sich das junge Paar zu Bette begab. Und da fand die sehnsüchtige junge Gattin in ihrem Gemahle einen Menschen, der sich so gar nicht darauf verstand, mit einer Frau zu kosen. Ohne einleitende Umarmungen wollte er auf sie springen wie auf ein Pferd. Das edle Kind erschrak über diese ungeschlachte Art, verhielt sich daher beim ersten Angriffe spröde, zog sich an den Bettrand zurück und stiess ihn mit den Händen von sich. Und bei diesem Streite erhielt der Gatte einen Schlag aufs Auge und eine Kratzwunde an der Wange. Er, wie gesagt, unerfahren und roh in der Liebe, obwohl er sich späterhin sehr gut darauf verstand, legte sich auf seine Bettseite und schwur, da er die Backe bluten fühlte, in seinem Herzen, sein Weib nie mehr zu berühren, es sei denn, sie bitte ihn darum. Und so ward es langsam Morgen.

Für diese eine Nacht hatte die junge Frau nicht den Mut, ihren Kummer der Mutter mitzuteilen; es verging der Tag und es

verging ein zweiter. Da er fest bei seinem Gelübde blieb, insurgunt taedia corvo, und die Mutter fing an, die töchterliche Traurigkeit zu verstehn. Zur guten Stunde trat sie eines Morgens in das Schlafzimmer der jungen Leute, und da sah sie zwischen den beiden Betten eine Erhöhung und auch sonst kein Zeichen, dass eine Annäherung stattgefunden habe. Und als sie insgeheim die Tochter fragte, antwortete diese, sie sei noch immer so, wie sie gewesen sei. Monna Cecca, die ja keinen andern Wunsch hegte, als ihr Kind in diesem Punkte zufrieden zu sehen, rang seufzend und jammernd die Hände: „Geliebte Tochter, habe ich Dich denn geopfert? Habe ich Dich denn begraben? Einen Mann habe ich Dir geben wollen und habe Dir ein schlechtes Stück Holz gegeben! Das ist ja kein Mann, das ist ja ein Strohsack!“ Während sie in dieser Weise zu klagen fortfuhr, kam der Gatte dazu und vernahm alles. Und da er hörte, wie sie sagte, er sei kein Mann, entschuldigte er sich bei ihr mit kurzen Worten

und zeigte die Kratzwunde, die er beim Versuche der ersten Nacht erhalten hatte. Sodann bewies er, dass er nicht vielleicht ein Weib sei, indem er ein Glied von einer so grossartigen Beschaffenheit vorwies, dass es seine Schwiegermutter däuchte, etwas ähnliches noch nie gesehen zu haben; „Madonna," fuhr er fort, „das ist alles, was ich habe. Wenn Lisa (also hiess die Jungfrau) es will, so muss sie mich darum bitten, nicht vielleicht ich sie. Denn zu jener Stunde, als sie mir mit ihren Krallen ins Gesicht fuhr, schwur ich mir, nichts mehr mit ihr zu machen, es sei denn sie selbst ersucht mich. Ich habe keine Lust, mich mit Katzen herumzubalgen." Als er seinen Zapfen enthüllte, hatte Monna Cecca schnell die Hände vors Gesicht gehalten, die Finger gespreizt, wie man durch ein Gitter sieht; und als sie alles gut gesehen und die Gründe ihres Eidams gehört hatte, eilte sie zur Tochter, um sie auszuschelten: „Lisa, mein liebes Kind, Du hast Dich schwer verirrt. Dein Gatte ist ein Mann und ein voll-

kommener Mann. Glücklich Du, wenn Du ihn freundlich zu behandeln weisst! Du hättest es nicht notwendig gehabt, Deine Jungfernschaft dadurch zu beweisen, dass Du ihm die Nägel ins Gesicht grubst. Bekenne Deine Schuld und bitte ihn: ich versichere Dir, er hat alles, um Dich zufriedenzustellen." Die junge Frau, lüstern und züchtig zugleich, entgegnete: „Mutter, süsseste Mutter, wie kann ich mich je darein fügen? Ich, die ich mich als Jungfrau erweisen soll, ich soll mich soweit erniedrigen, dass ich ihn bitte: „Mach mirs?" Darauf die Mutter: „Ich werde die Sache schon ordnen. Du bist schamhaft und er ist ein Soldat. Du wirst ihn auf eine verblümte Art bitten, auf eine Art, die sich für Dich schickt, und wodurch weder sein Eid, noch Deine Ehre verletzt wird. Wenn Ihr zu Bette geht, sagst Du zu ihm: „Gib meinem Pferde Heu!" Der Jungfrau war es recht: „Meiner Treu, so ist es gut. Geh ihn nun bitten, dass er damit zufrieden sei."

Monna Cecca ging also als Unterhänd-

lerin, traf den Schwiegersohn mitten im Saale und sagte zu ihm: „Sandro, Du weisst, wie die Dinge liegen. Meine Tochter ist ein züchtiges und unberührtes Mädchen. Du kannst füglich von ihr nicht erwarten, dass sie Dich bittet „mach mirs!“ Da Du aber doch Soldat gewesen bist, wird sie Dich auf eine Art bitten, die Du wohl verstehen wirst.“ „Wenn sie mich nur überhaupt bittet,“ meinte Sandro, „mehr will ich ja nicht.“ „Sie wird Dir sagen: „Gib meinem Pferde Heu!“ „Sehr gut, sonst verlange ich nichts weiter. Ich werde glauben, wieder im Felde zu sein, und munter eine Lanze brechen.“

So war man also einig. Der Abend kam, und als die beiden Gatten unter den Bettüchern lagen, sagte die Jungfrau „Gib meinem Pferde Heu!“ Sofort tat der Gemahl seine Schuldigkeit, indem er ihm die Krippe ordentlich vollfüllte. Aber das Rösslein war nicht so schnell gesättigt, und so rief sie zum zweiten Male: „Sandro, gib meinem Pferde Heu!“ Sandro gab ihm Heu auf die bewusste

Weise, und so geschah es ein drittes Mal, ein viertes Mal, ein fünftes Mal, bis er ihm endlich neun Arme voll Heu gereicht hatte; aber ohne Unterbrechung schrie sie, lüstern nach der süssen Speise: „Gib Heu!“ Doch der Gatte hatte sich ein wenig auf seine Bettseite zurückgezogen, um seine Kräfte zu sammeln und Atem zu holen, im übrigen in der ehrlichen Absicht, das Dutzend vollzumachen. Da rückte die unbescheidene und nach den Leckerbissen gierige Lisa zu ihm, um ihn zu quälen, und stiess ihn, als sie sein Schnarchen hörte — er hatte schon ein grosses Schlafbedürfnis — mit Ellbogen und Knieen: „Sandro, gib Heu meinem Pferde!“ Da er nun die Einfalt seiner Frau erkannte, versenkte er die Hände in den Strohsack, erfasste ein ordentliches Bündel Stroh und stopfte es ihr zwischen die Beine an die Stelle, die schon so viel Heu verschlungen hatte: „Madonna, Heu gibt es nicht mehr. Hier ist Gerstenstroh! Hat Euer Klepper noch Hunger, soll er fressen; will er nicht, soll

er Geduld haben.“ Auf diese Weise abgeführt entfernte sich das allzu genäschige Mädchen von der Seite des Gatten, um das Stroh wieder zu entfernen, und verhielt sich den Rest der Nacht ruhig, während sich der Ermüdete erholte.

Später erzählte er die Geschichte und legte so den Grund zu obigem Sprichwort, das bis zum heutigen Tage gegen allzu lästige Menschen angewandt wird.

II.

DU HAST ES GEWOLLT, DU HAST ES.

Noch heute ist es ziemlich allgemein üblich, zu einem Menschen, der sich mehr vorzunehmen pflegt, als er leisten kann, wenn ihm etwas misslingt, zu sagen: „Du hast es gewollt, Du hast es.“ Und dieser Spruch hat folgende Geschichte:

Ein junger Florentiner hatte ein ausnehmend schönes und kluges Weib; er selbst war schwächlich, dabei aber hochfahrend und von etwas prahlerischer Art. Nun ward er gewahr, dass seiner Gattin von einem sehr anmutigen Jüngling der Hof gemacht werde. Obwohl auch sie aus tausend kleinen Anzeichen die Sache gemerkt hatte, war sie doch so klug, ihrem Manne davon keine Mit-

teilung zu machen, um keinen Anlass zu einem Ärgernis zu geben. Sie hielt sich aber zurückgezogen und zeigte ihrem Liebhaber ein Benehmen, als ob er ihr vollkommen gleichgiltig wäre. Der Gatte überlegte, wie er sich am besten dieses Kummers entledigen könne, und nahm endlich seine Frau beseite: „Versuche nicht, mir etwas zu verhehlen, was ganz klar zu Tage liegt. Ich weiss, dass Bindone (so hiess der Jüngling) Dich verehrt. Ich bin entschlossen, ihn zu töten oder wenigstens so zu zeichnen, dass er künftighin Ruhe gibt. Du wirst ihm eine gute Miene zeigen und ein Stelldichein bewilligen; tust Du das nicht, so geht es Dir ans Leben!“ Die schöne Dame, die ganz gut die schwachen Kräfte ihres Gemahls und die Vollkraft des andern kannte, der ein grosser und starker Gesell, obendrein tapfer war und aus Parma stammte, wo die Leute mehr für die Tat als für Worte sind, wollte nicht recht einwilligen; endlich aber gehorchte sie, um dem Manne, mit dem sie ihr ganzes Leben verbringen sollte, jeden

Verdacht zu nehmen, lächelte ihrem Anbeter öfter zu und gewährte ihm endlich eine Zusammenkunft.

Von ihr unterrichtet, verbarg sich der Gatte mit einem Degen unter dem Bette. Bindone verfehlte nicht, zur bestimmten Stunde zu kommen, erschien aber, als ob er geahnt hätte, was ihm drohte, im Mantel, darunter einen Kürass verborgen, mit Degen und sonst wohl gewappnet, denn er verstand sich auf die Fechtkunst. Mit der Geliebten ins Zimmer getreten, warf er den Mantel ab, zog den Degen, legte sich aus und stach dorthin und dahin, wobei er immerfort rief: „Wo sind denn diese Memmen? Wenn es ihrer zehne sind, ich nehme es auf mit ihnen! Und sind es ihrer nicht mehr als zwei, so schneide ich ihnen wenigstens die Ohren ab!" Der Unglückliche unter dem Bette musste alles anhören und begann heftig zu zittern. Nun überkamen den Jüngling mildere Regungen, er fasste die Dame und warf sie aufs Bett. Als sie sah, wie sich seine Segel auf-

blähten, ihr Mann sich aber vor Angst nicht hervorwagte, ertrug sie geduldig ihr Missgeschick, nur dass sie dabei immer die Worte ausstiess: „Du hast es gewollt, Du hast es!“ Nachdem der Liebhaber eine Meile geritten hatte, erlaubte er ihr nicht, sich zu erheben: „Was fürchtet Ihr? Nun ich Eure Liebe habe, fürchte ich ihrer zehne nicht!“ Und so schmiedete er zwei Eisen in einem Feuer. Endlich stieg er aus dem Sattel, stach noch ein parmal mit dem Degen im Gemache herum, gab der Frau zwei Küsse und zog frei und ungehindert ab.

III.

DEM KLUGEN GENÜGEN WENIG WORTE.

Auf der ganzen Welt pflegt man, wenn einer dem andern etwas weitschweifig erklären will, und es den Anschein hat, als ob das Geschwätze nicht notwendig sei, das Sprichwort anzuwenden: „Dem Klugen genügen wenig Worte.“ Sein Ursprung aber ist so:

Einen eifersüchtigen, dazu noch alten Edelmann erfasste, da seine Frau schön und von einer grössern Güte war, als er gewünscht hätte, ein so heftiger Argwohn, dass er nicht Tag, nicht Nacht Ruhe fand und die Dame immer gut bewacht in festem Gewahrsame hielt. Ja, es kam so weit, dass er, in Kenntnis seiner Ohnmacht, da die Furcht meistens von einem Mangel an Selbstvertrauen

herrührt, alle seine Diener, die sonst im Hause waren, entliess, weil er ihnen als jungen und aufgeweckten Leuten mistraute; da er aber durchaus nicht anders auskommen konnte, kaufte er einen schwarzen Sklaven, der ganz jung vom Barkagebirge herabgekommen war, einen ganz kräftigen Burschen, der aber kein Wort unserer Sprache verstand. Diesem gab er den Namen „Kluger"; so taufte er ihn gerade mit dem Gegenteil des Namens, den dieser eigentlich verdient hätte. Er war nämlich alles eher als klug.

Als die Frau inne ward, dass der Bursche kein Wort italiänisch konnte, dass er trotz seiner Farbe ein hübscher, strammer Kerl war, und sein ganzes Aeusseres auf einen Schlauch von guter Verfassung schliessen liess, sprach sie in ihrem Herzen also zum Gatten: „Der muss mirs machen, und wenn Du verrecken solltest, feiger Hahnrei! Sechsfach will ich Dirs vergelten, dass Du mich so eingeschlossen hältst, dass ich nur mit Kummer die Vögel in den Lüften fliegen

sehen kann.“ — Eines Tages, der Mann war im Nebenzimmer bei seinen Geschäftsbüchern, der Sklave mit ihr allein, warf sie sich aufs Bett, so wie sie sich für ihren Gemahl hinlegte, und forderte den Neger durch Zeichen auf, sie zu besteigen; denn Worte verstand er nicht. Der aber hielt das für ein grosses Verbrechen, was ihm zugemutet ward, wich zurück und weigerte sich, da er glaubte, sie führe ihn nur in Versuchung, und dann gebe es Prügel. Als sich die Dame zurückgewiesen sah, erhob sie sich mit heftigem Geschrei, so dass es der Gatte hören musste: „Was für ein Teufel ist denn das? Soll ich jetzt vielleicht noch so einem Hund von Schwarzen eine Magd abgeben? Da hat er seine ordentlichen Diener entlassen und einen solchen Rüpel genommen, der zu nichts zu gebrauchen ist. Und wenn ich dem Schuft etwas befehle, so verhöhnt er mich noch!“ Auf den Lärm kam der Edelmann, der ihr sehr zugetan war, eiligst herüber: „Was ists denn, mein süssester Schatz, worüber ärgerst Du Dich?“ Da fing

sie von neuem zu schelten an und verklagte den Mohren, dass er ihr nicht gehorche. Zuerst entschuldigte ihn der Mann, da er ja nicht verstehe, was man ihm sage, dann aber wandte er sich drohend zu ihm: „Kluger, Du elender Lump, wenn Du Petronella nicht folgst, so zerbreche ich Dir die Knochen," und fügte noch bei: „Sieh zu, dass Du ihr besser dienst, als mir selbst!"

Nach diesen Worten ging er wieder, und kaum, dass er bei seinen Büchern sass, tat die Frau gerade so wie früher und gab dem Mohren einen Wink, auf sie zu steigen und den Ritt zu beginnen; aber wieder weigerte er sich und kehrte ihr den Rücken, als ob er sich drücken wollte. Schnell erhob sie sich und eilte schreiend zum Gatten: „Da seht, was für einen Kerl Ihr gekauft habt. Da habe ich ihm seinen zerfetzten Kittel genäht — da liegt er auf Euerm Bette — und jetzt bedeutete ich dem Lumpen, ihn zu klopfen und zu reinigen, damit er netter aussehe; da dreht er sich um und höhnt mich." Nun

geriet der Herr in Wut, ergriff einen Stock und versetzte dem Sklaven eine ordentliche Tracht Prügel. Der fing zu jammern an und fand denn doch ein paar Worte, um in unserer Sprache sagen zu können: „Messer, ich nicht verstehn.“ Aber der Erzürnte schrie: „Was gibts zu verstehn? Ein Wink genügt!“ blickte ihn fest an und hob den Finger: „Ein Wink genügt, es braucht nicht viele Worte. Sieh zu, dass Du nur fliegst, wenn Sie den Finger hebt!“ Obwohl der Neger von der Rede nicht viel verstand, merkte er sich doch die Geberde des Herrn, der den Finger starr erhoben hielt: „Dem Klugen genügen wenig Worte. Verstehst Du sie nicht, so genügt ein Wink.“ Und dabei wies der Finger auf das Bett hin. Dann ging der Gatte wieder zu seinen Büchern.

Er war kaum in seinem Zimmer, was die Dame aus dem Läuten der Türglocke entnahm, als sie sich von neuem aufs Bett warf, in derselben Stellung ut supra, und mit nach der Art ihres Gemahls gehobenem Finger dem

Schwarzen ein Zeichen gab, auf sie zu kommen. Aber sie zweifelte, ob er sich ihrem Willen bequemen werde, da sie fürchtete, er sei durch die Schläge irgendwie verletzt worden. Doch der Sklave, der die Prügel ob seiner frühern Weigerung erhalten zu haben glaubte, sprang, immer noch weinend, auf das Bett, besorgte ihrs mit seinem steif gewordenen Tau, und versetzte ihr, um sich für die vielen Hiebe zu rächen, ohne sein Knurren und Brummen zu lassen, die heftigsten Stösse. Damit glaubte er ihr etwas sehr Unangenehmes zu tun, während sie gerade das ersehnt hatte. Der Gatte, der alles in seinem Gemach hörte, da ihn nur eine dünne Wand trennte, rief: „Du brummst? Du bist wohl ein alter Kater, dass Du dabei brummen musst?“ Denn er war der Meinung, dass der Schwarze seinen Kittel bearbeite, während er doch die Dame bearbeitete. — Eine Fahrt mit gespanntem Segel war vorüber, da begann der Kerl Geschmack an der Geschichte zu finden, und fuhr noch zweimal in den Hafen,

bevor der Herr sein Zimmer verliess. Die schöne Frau, der das Heft des Mohren ausserordentlich gefallen hatte, meinte: „Seit Ihr ihn ein bischen geprügelt habt, hat er alles gut gemacht. Von Zeit zu Zeit braucht er ein wenig Schläge.“ „Ich habe es Dir ja gesagt, meine Petronella,“ antwortete der Hahnrei, „dass er sich machen wird.“ Und so oft er ihn zu Gesichte bekam, während er sich mit seiner Gattin unterhielt, lächelte er ihm freundlich zu, so dass er auf solche Art sein Möglichstes tat, den Sklaven in der Meinung zu bestärken, sein Herr habe das grösste Vergnügen an seiner Arbeit. Auch sagte die Dame, nachdem sie den armen Teufel hinreichend gelobt hatte: „Ich will, dass Ihr ihm heute ein Paar Schuhe und ein gutes Wams kauft,“ und der Herr ging nach dem Essen mit dem Neger auf den Markt; er lud ihm den Einkauf auf den Rücken und befahl ihm, da er ihn zum Betten machen nach Hause sandte, beim Abschiede: „Kluger, Du hast mich verstanden; ein Wink genügt,“ und hob wieder den Finger.

Der Bursche sah seinen Meister an: „Ich gut verstehn, Messer; wenig Worte.“ „Wenig Worte,“ entgegnete der Edelmann, „gehorche Petronella; ein Wink genügt.“

Ganz neu gekleidet kam der Mohr nach Hause, und sein erstes war, die Herrin zu umarmen, wozu er den Auftrag auf dem Markte vom Manne erhalten zu haben glaubte. Und da er dafür die Schuhe bekommen hatte, besorgte er ihrs noch zweimal. Und in dieser Weise ging es weiter. Jeden Morgen, wenn ihn der Herr mit den eingekauften Waren nach Hause zurückschickte, schärfte er ihm, um ihn an Gehorsam zu mahnen, ein: „Kluger, ein Wink genügt.“ Und der Neger antwortete immer: „Wenig Worte, Messer,“ gerade als ob er sagen wollte: „Du willst, dass ich zu Hause auf Deine Frau steige; das will ich auch tun.“ Dann ging er heim, sei es mit einem Kohlhaupte, sei es mit einem Fische, aber kaum angekommen, warf er den Kohl weg und pflanzte seinen Lauch, oder er hing den Fisch auf und steckte Fleisch an seinen

Spiess. Lange dauerte schon dies Spiel dank der Schlauheit der Dame, die vielleicht nie besser begriffen worden war, als von diesem Neger, der kein Wort sprechen konnte. Aber zum Schlusse war der Gatte so oft auf den Markt gegangen, dass sie sich schwanger fühlte; und auch der Sklave war krank ob der vielen Arbeit. Da sie nun ihre Lage erkannte, heckte sie einen neuen Streich aus, der noch durchtriebener war als der erste. Weil sie sich klar war, dass das Kind auch die Farbe des Vaters haben müsse, liess sie sich einen Betthimmel machen mit dem Wappen ihrer Familie. Dieses war aber ein nackter Mohr unter einem Felsen. Dann bestach sie den Hausarzt mit hundert Dukaten, dass er bei der Geburt gegenwärtig sei, und wenn dann der kleine Mohr komme, behaupten und fest dabei bleiben müsse, die Leibesfrucht sei über dem beständigen Anschauen des Betthimmels schwarz geworden; und er müsse weiter gewichtige Gründe dafür beibringen, dass die Einbildungskraft eine grosse Rolle

in der Medizin spiele, kurz beweisen, dass sich im Leibe der Frau, die von ihrem Manne geschwängert sei, der Same verändert habe.

Die Zeit kam heran, und die Dame gebar Zwillinge, schwarz wie deren Erzeuger. Und der Arzt half ihr mit so tüchtigen Gründen aus der Patsche, dass der Gatte alles ruhig hinnahm. Der arme Neger aber hütete vier Monate lang das Bett, entkräftet und ausgesogen bis auf die Knochen. Als der Doktor auch an ihm seine Kunst versuchen wollte und sich erkundigte: „Was fehlt Dir? Was schmerzt Dich?“ da sagte der Kluge, da er nichts andres wusste, nur: „Wenig Worte, Messer, wenig Worte.“ Und so oft man ihn auch um seine Krankheit befragte, konnte er nichts andres herausbringen als: „Für den Klugen genügen wenig Worte, Messer.“ So wollte er andeuten, er müsse sterben, da er den Bogen allzu straff gespannt habe. Der Doktor aber glaubte, er wolle zu verstehen geben, dass ihm das Sprechen schade; und so liess er ihn, weil er auch aus dem Urin

erkannt hatte, dass das Übel völlig unheilbar sei, immer schlechter werden, befahl ihn Gott und zog mit seinem Gelde ab.

Später wurde durch ihn die Geschichte im Lande bekannt und legte den Grund zu dem obigen Sprichworte, das viele Leute, ohne seinen Ursprung zu kennen, beiläufig und missbräuchlich anwenden.

IV.

LIEBER EIN GEWEIH ALS EIN KREUZ.

Ein anderer, etwas dummer Eifersüchtiger gab den Anlass zu diesem so häufigen Sprichworte. Oft kommt es vor, dass sich Männer, wenn sie von ihren Frauen sprechen, als Leute erweisen, die sich um ihre Gattinnen nicht im mindesten kümmern und sie tun lassen, was ihnen gefällt, um nur ja ihretwegen keine Auftritte zu haben und am Ende selbst in Lebensgefahr zu kommen. Von solchen pflegt man zu sagen: „Lieber ein Geweih als ein Kreuz“.

Da war ein fremder Kaufmann, der eine schöne Frau sein eigen nannte. Nun sollte er eine Seereise antreten, und da er der Gattin nicht sicher war, weil sie von vielen

geliebt und begehrt wurde, gedachte er etwas zu tun, damit sie nicht in Sünde fallen könne, auch wenn sie selbst wollte; und so liess er einen Gürtel nach syrischer Art anfertigen, wie sie Semiramis wegen der Eifersucht ihres Sohnes erfunden hat. Dieser Gürtel liess der Dame nur eine so kleine Öffnung, als sie für die natürlichen Bedürfnisse nötig hatte; er legte ihr ihn um und behielt den Schlüssel bei sich, worauf er ruhig in die Levante zu reisen gedachte. Sie zeigte sich nicht im geringsten davon unangenehm berührt, aber am Tage seiner Abreise sagte sie zu ihm: „Mein lieber Mann, wie soll ich es denn machen, wenn ich vor Euerer Rückkehr entbinden muss? Denn ich fühle mich schwanger.“ „Richtig“, antwortete er, „mein süsses Weib, daran habe ich nicht gedacht“, und nahm ihr sofort den Gürtel wieder ab, als hätte er sein Misstrauen aufgegeben und überliesse sie nunmehr guten Muts ihrem eigenen Willen. Als er aber auf dem Wege zum Hafen war, um sich einzuschiffen, hörte

er zwei junge Leute miteinander reden: „Was für ein Kaufmann ist denn das, der dort geht?" „Das ist der und der." „Oh, was für ein Geweih wird man dem aufsetzen, während er fort ist! Ich kann Dir nur sagen, er hat eine Frau, die nichts verschmähen wird." Da er diese peinigenden und widerwärtigen Worte vernahm, liess er den Kopf sinken und kehrte nach Hause zurück, indem er irgend einen Vorwand vorschützte. Im Geiste überdachte er alle Vorsichtsmassregeln, wovon er gehört hatte, nahm endlich ein Kreuz, befestigte es an einem Faden und schlang ihn um den Leib seiner Gattin, und zwar so, dass das Kreuz gerade über die gewisse Stelle zu hängen kam. Dann sprach er zu ihr: „Nun gehe ich ruhig. Das müsste schon ein verruchter Jude und Verräter sein, der dem Kreuze zum Trotze vorbei wollte"; und im Herzen sicher, dass sich, wenn auch sein Weib hundertmal im Tage für hundert steife Burschen die Beine öffnete, doch jeder aus Scheu vor dem Kreuze ab-

kehren würde, verpflichtete er seine Frau eidlich, es vor seiner Rückkehr nicht abzulegen. Vergnügt, nun endlich ganz sicher zu sein, machte er sich von neuem auf den Weg zum Schiffe. Als er nun ungefähr sechs Meilen zur See zurückgelegt hatte, da ein günstiger Wind die Segel schwellte, traf er in einer Barke zehn Stück Fischer und Schiffer, lauter junge und verwegene Kerle in knappen Jacken; als er sie in der Nähe besah, erkannte er in ihnen Bekannte und Freunde seines Hauses, die wieder zur Stadt heimfuhren, und so grüsste er sie freundlich: „Meine Brüder und lieben Kinder, ich empfehle euch mein Haus und Madaluza“ (so hiess seine Gattin). Und die riefen wie aus einem Munde: „Geht nur, Messer, zur guten Stunde, macht Euch keine Sorgen! Madonna zu dienen, soll uns kein Kreuz auf dem Wege hindern!“ „O weh,“ schrie er, „ihr Schurken!“ Mehr sagte er nicht, im Herzen aber dachte er: „Diese Leute sind schlechter als Hunde und Juden. Das ist nichts nütz ge-

wesen, das Kreuz über die Höhle zu hängen; sie haben ja geschworen, sich nicht daran zu kehren. Alles scheinen sie zu wissen, was ich getan habe.“ Über diesen Gedanken gab er Befehl, das Schiff zu wenden, den Mast umzulegen und die Segel zu reffen, indem er vorgab, etwas für seine Reise sehr wichtiges daheim vergessen zu haben. Und so kam er wieder zurück, von wo er ausgegangen war. Angelangt traf er seine überraschte und verdutzte Frau. „Madaluza,“ begann er, „wundere dich nicht. Ich bin nur heimgekehrt, um dir das Kreuz wieder abzubinden; denn mit ihm bist du in grösserer Gefahr als ohne es. Gewisse Fischer und Schiffer haben mir geschworen, dass sie um deiner Liebe willen hierher kommen und es dir hineinrennen würden. Ich habe hundertmal weniger Furcht vor dem Geweih, als vor dem, was mir von diesen Leuten droht, und drum ist mir ein Geweih lieber als ein Kreuz.“ Und er hiess sie, sich auf den Rücken legen, und löste ihr das Kreuz.

Dann setzte er die Reise fort, und seine Frau ihre gewohnte Lebensweise.

Diese Geschichte wurde im Lande bekannt und legte den Grund zu unserm Sprichworte.

V.

LIEBER EIN GEWEIH ALS EIN KREUZ.

Dieses Sprichwort wird auch auf folgende Weise erklärt:

Da war einmal ein edler Paduaner, ein schöner und junger Gesell aus dem Hause der della Croce, der sich in der Absicht, den Beruf des Soldaten zu ergreifen, der ja Edelleuten wohl ansteht, entschlossen hatte, nach Brescia zu gehen, um sich dort die notwendigen Waffen zu besorgen. Er begab sich also, vornehm von zwei Dienern begleitet, auf die Reise und gelangte gegen Abend zu einem Orte in der Gegend zwischen Vicenza und Verona, genannt Torre de' Confini, wohin er einen seiner Leute vorausgeschickt hatte, damit er Abendessen und Herberge vorbereite.

Der Diener war aber gerade in dem Augenblicke zum Wirtshause gekommen, als dort, voran ein Kreuz, ein Priester eintrat, der zu einem Toten ging. Aus diesem Grunde wartete der Bote, ohne einen Auftrag zu geben oder ein Wort zu sprechen, ruhig auf die Ankunft seines Herrn, der nun sehen musste, dass seine Befehle nicht befolgt waren. Da kam auch schon der Priester wieder heraus und hinter ihm die Leiche eines Kindes, noch so klein, dass ein einzelner Mann es trug. Als der junge Paduaner den Vorgang sah, sprach er zu seinen Begleitern: „Das Kreuz da soll euch nicht hindern, einzutreten, die Pferde zu versorgen und für mich eine Kammer zu bereiten. Ich nehme es als ein gutes Vorzeichen, da das Kreuz seit alten Zeiten das Wappen meiner Familie ist." Sie brachten also sich und die Pferde unter, aber sowohl mit dem Essen als auch mit der Schlafgelegenheit war es elend bestellt. Allerdings entschuldigten sich am Morgen die Herbergsleute mit der Erklärung, dass sie aus Anlass des

Todes des einzigen Söhnchens des Wirtes ihre Gäste nicht nach Verdienst hätten bewirten können, da sie durch Schmerz und Tränen arg angegriffen gewesen seien.

Der Edelmann stieg zu Pferde und begab sich nach Verona, wo er durch irgend eine Angelegenheit lange aufgehalten wurde, so dass er erst sehr spät nach Peschiera kam. Dort sah er gleich bei der Brücke ein Gasthaus, wo er abzusteigen sich entschloss. Eingetreten bemerkte er über der Türe ein starkes und vielendiges Hirschgeweih, das der Wirt, ein grosser Jäger, aus Eitelkeit auf einen in dieser Woche erlegten Hirsch dort aufgehängt hatte. Sofort rief der Jüngling: „Gott beschütze mich! Gestern habe ich im Wirtshause auf ein Kreuz getroffen und bin übel behandelt worden, und hier sehe ich gar ein Geweih!“ Aber da es Nacht war, und er nicht noch weiter ziehen wollte, befahl er, die Rosse einzustellen, und forderte zu essen und ein Zimmer.

Der Wirt war nicht daheim, sondern war

nach Trient zu einem Bruder gereist, der beim Bischofe im Dienste stand und ihn hatte holen lassen. Aber die junge und hübsche Frau war da, mit ihr noch ein Mädchen und ein Knecht. Diesen hiess sie, sich der Pferde anzunehmen, und rief dann die Magd, um ihr Bettücher und andres notwendiges Zeug fürs Zimmer zu geben. Schon hatte die Wirtin auch gesehen, dass der Fremde jung und schön war, und konnte sich, da er ihr gut gefiel, nicht enthalten, zu der Dienerin zu sprechen: „Soll ich Dir etwas sagen, Giacomina? Unser Gast scheint mir ein ganz herrlicher Jüngling zu sein und viel schöner als mein Mann.“ „Madonna,“ gab die Magd zurück, „Ihr wisst ja, wie Ihr dran seid. Man muss sichs gut geschehen lassen, so oft man nur kann. Wenn Ihr Euch von mir raten lasst, so schlaft Ihr heute Nacht mit ihm. Er ist ein Fremder, und es wird nie ruchbar werden. Seine Diener könnt Ihr in den Stall schlafen schicken unter dem Vorwande, sie müssten acht geben, dass das

Reitzeug nicht gestohlen werde und auch, dass die Pferde nicht herumschlügen und Lärm machten." „O Du schlechtes Ding," antwortete die Hausfrau; aber das Mädchen meinte: „O hätte ich nur ein Gesicht wie Ihr, ich weiss genau, dass ich mir eine so gute Gelegenheit nicht entschlüpfen liesse zu einer so schönen und süssen Nacht."

Die junge Frau, die nun in heftigstem Verlangen glühte, entgegnete: „Du für Deine Person hast leicht reden, ich aber wüsste nicht, wie es anzustellen wäre." Drauf die Magd: „Lasst nur mich machen," nahm den Schlüssel zu einem Zimmer, wo das allerschlechteste und elendeste Bett des ganzen Hauses stand, und führte den Ritter hin: „Hier Eure Schlafkammer." Kaum im Zimmer, besah er sich das Bett, und, da er es so jämmerlich und unordentlich fand, schrie er: „Glaubt Ihr denn, dass ich gewöhnt bin, auf Stroh zu schlafen?" „Nein, Messer," versetzte Giacomina, „aber im ganzen Gasthause gibt es nur ein gutes Bett und darinnen

schläft die Gattin des Wirtes. Wenn sie es vertauschte, liefe sie Gefahr, krank zu werden, schön und zart gebaut, wie sie ist.“ „Das will ich wohl nicht,“ sagte der Jüngling, „aber auch ich möchte diese Nacht gerne in einem guten Bette schlafen. Die vergangene Nacht habe ich ein so schlechtes gehabt, dass ich kein Auge habe zutun können.“ „Ich wüsste schon ein Mittel,“ erwiderte das Mädchen, „wie Ihr beide in aller Bequemlichkeit schlafen könntet. Ihr, Herr, müsstet Euch in dem guten Bette auf die Kopfseite legen, und die Frau könnte am Fussende liegen.“ Der junge Mann, der die Wirtin gesehen und sehr hübsch gefunden hatte, nahm an: „Ich will alles tun, was sie will. Seht nur zu, dass das Abendessen gut wird.“ „Alles wird in Ordnung sein,“ war die Antwort der Dienerin, die sich eiligst zu ihrer Herrin verfügte und ihr alles erzählte. Und sie tummelten sich beide, das Mahl zu bereiten, das auf das üppigste zusammengestellt war, nicht allein aus Fleisch und Geflügel

der verschiedensten Gattungen, sondern auch aus Forellen, Karpfen und Fischen aller Arten, wie man sie vom Gardasee haben kann, an dessen Ufer die Herberge stand.

Nachdem die Fremden gegessen hatten, geleitete Giacomina den Jüngling in das Gemach ihrer Herrin, die sich schon die Haare für die Nacht aufgesteckt hatte. Er bot ihr eine gute Nacht und entschuldigte sich: „Madonna, ich bin sehr bekümmert, Euch zu belästigen.“ „Wenn es nur Euch nichts macht,“ sagte sie, „für mich ist es sehr angenehm,“ und das Mädchen: „Lasst es Euch nicht missfallen, auf mich ein bischen zu warten. Ich bin sofort wieder hier.“ Und als sie mit einem kleinen Nachtisch zurückkehrte: „Ich war ein Polster suchen gegangen, damit Ihr Euch hier am Fussende einrichten könntet; aber als ich aus der Türe trat, kam mir der Gedanke an den, der sich unlängst im See, ganz nahe von hier, ertränkt hat, in den Kopf, und da fasste mich ein solcher Schrecken, dass ich beinahe tot zu-

sammengefallen wäre. Schlaft daher nur alle beide auf einem Kopfkissen.“ Der Jüngling und die Frau verstanden sie beide sehr gut und begannen zu lachen: „Giacomina, beunruhige Dich nicht und geh schlafen. Wir werden uns schon so gut vertragen, wie es nur möglich ist.“

Der Edelmann, der ja den Waffenberuf ergreifen wollte, hielt sich so gut in diesem ersten Treffen, dass er in weniger als zwei Stunden vier Lanzen brach. Als dann seine wütende Kampflust ein wenig gestillt war, hob er zu lachen an, und da ihn das Weibchen nach dem Grunde fragte, sagte er: „Ach, mir ist nur etwas in den Sinn gekommen.“ „Erzählt es mir doch, bitte, wenn Ihr könnt!“ „Ich will es Euch mitteilen. Gestern Abend traf ich beim Eintritte in die Herberge auf ein Kreuz, das ich für eine gute Vorbedeutung nahm. Aber, ganz im Gegenteil ass und schlief ich elend. Heute traf ich auf ein Geweih über der Türe, und, seht nur, wie gut ich gespeist habe und wie

schön die Nacht ist." „So könnt Ihr also sagen: Lieber ein Geweih als ein Kreuz," meinte die Frau. „Um wieviel lieber!" erwiderte der junge Mann, der sich anschickte, eine neue Lanze zu rennen; und während des ganzen Rittes hörte er nicht auf zu rufen: „Lieber ein Geweih als ein Kreuz!" Und so gewöhnte er sich so an den Gebrauch dieses Sprichworts, dass er es künftighin bei jeder Gelegenheit anwandte.

VI.

ICH WILL KEINEN PRUNK, WENN ICH NUR GUT GEKLEIDET BIN

Dieses Sprichwort ist uralt, aber wenig Leute gibt es, die es richtig verstehn. Wir pflegen es anzuwenden, um zu zeigen, dass wir mit jedem kleinen Nutzen oder Vorteile zufrieden sind. Das Wort ist aber so entstanden:

Man hatte ein ganz junges Mädchen, zwölf Jahre alt, vielleicht etwas mehr, in Erwartung gewisser Erbschaften mit einem grossen und schönen Manne von neunundzwanzig oder dreissig Jahren verheiratet, der zu jener Zeit im ganzen Lande am besten ausgerüstet war mit dem Dinge, woran die Frauen ihre Freude haben. Am Hochzeitstage nun, als die Ehe schon geschlossen

war, hörte die junge Gattin einige alte Weiber über das übergrosse Werkzeug ihres Mannes sprechen, ging daher, als die Nacht herankam, nur widerwillig zu Bette. Aus Furcht vor den Waffen, womit er sich ihr näherte, entglitt sie seinen Händen wie ein Aal, er aber versuchte, sie schmeichelnd zurückzuhalten und ihr mit zärtlichen Koseworten Mut einzuflössen, und bat sie, ihm zu Gefallen ruhig zu bleiben, es sei noch kein Weib dran gestorben. Und während des Redens gab er ihr seinen Zipfel in die Hand, um sie so leichter zum Gehorsam zu bringen. Aber kaum hatte sie das Ungetüm berührt, so fing sie zu weinen an und zwängte sich das Hemd fest zwischen die Beine. Nun gibt es viele, die etwas mit Gewalt erreichen zu müssen glauben, was man doch nur auf süsse und gefällige Art erlangen kann; zum Schlusse sind sie dann abgemattet und ohne Feuer, ihr Vogel verliert den geschwollenen Kamm, und die ganze Mühe ist umsonst. So ging es auch dem jungen Ehemanne.

Ärgerlich musste er abziehen und rief: „Dir werde ich es schon noch heimzahlen, Du vermaledeite Spritzbüchse! Ich habe geglaubt, jetzt ein Weib zu haben, indessen habe ich nur einen nichtsnutzigen Krüppel. Aber Du wirst es mir büssen, da kannst Du sicher sein. Du kannst dorthin zurückkehren, woher Du gekommen bist. Ich will mir eine ins Bett nehmen, die keine Angst vor mir hat." Endlich schlief er zornig ein und sprach bis zum Morgen kein Wort mehr; aber kaum, pass es dämmerte, fuhr er seine Frau an: „Steh auf, Du Gans," und da er selbst aufgestanden und schon angekleidet war, hiess er sie die Kleidertruhe öffnen, die reichlich gefüllt war, nahm ihr alle Gewänder bis auf einen elenden Kittel weg, rief einen Diener, dem er den Pack unter den Mantel steckte, und verliess mit ihm das Haus, indem er ihr noch zurief: „Geh zurück zu Deinen Eltern, die sollen Dich kleiden!" Dann begab er sich zu einem in der Nähe wohnenden Freunde, dem er auch die Kleider aufzubewahren gab.

Noch war niemand im Hochzeitshause wach, und so sass das junge Mädchen, ihrer Habseligkeiten beraubt, im Hemde auf dem Bette und klagte und weinte. Endlich ward der ganze Schwarm munter, und die Damen der Verwandtschaft drangen in die Kammer der Neuvermählten, die sie auf dem Gipfel des Glückes zu finden glaubten. Jedoch fanden sie nur das Mädchen, wie es im Hemde dasass und weinte. Die Basen umarmten sie und wollten wissen, was denn das alles zu bedeuten habe, und wo der Gemahl sei. Die Unglückliche brachte es über sich, ihnen alles zu berichten, wie er sich über sie erzürnt und ihr die Kleider weggenommen habe, da sie ihm wegen seines allzu grossen Heftes nicht zu Willen gewesen sei. Da erhob eine noch immer schmucke Matrone, die sich in ihrer Jugendzeit nie einem Manne entwunden hatte, die Hand und gab ihr eine ordentliche Maulschelle: „Du dummes, nichtsnutziges Mensch! Da hast Du Angst vor einem dicken Tauende

wie vor einem grossen Unglücke, wo man Dir doch nichts Bessers hätte wünschen können. Gott lässt Dir eine so grosse Gnade widerfahren, und Du in Deiner Undankbarkeit weisst sie nicht zu würdigen."

Nun trocknete die Kleine ihre Tränen und fragte, ob denn nicht irgend eine Gefahr dabei sei, aber alle miteinander fingen an, sie herzlich auszulachen. „Einfältiges Ding, das Du bist", sagten die Frauen. „Wir alle können Dich beruhigen. Halte nur tapfer dem Anprall Stand und trage alles mit Vernunft. Wenn es Dir schon weh tun sollte, so doch nur beim Herausziehen und nicht beim Hineinstecken. Du wirst uns später zugestehen müssen: Die Wunde an dieser Stelle schmerzt nie." Drauf das junge Ding, lüstern und dreist: „Schickt doch herum ihn suchen. Ich gebe es auf, mich stärker zu wehren als Ihr, die Ihr alle diese Sache versucht habt." Man sandte also allenthalben nach dem Gemahl herum, und die Dame, die ihr die Ohrfeige gegeben hatte, verfiel,

als sie bedachte, wo der junge Mann stecken könnte, darauf, ihn bei seinem Freunde suchen zu lassen, und brachte ihn zu seiner Gattin zurück, indem sie ihm versichern liess, das Mägdlein habe seine Sprödigkeit überwunden. Und sie ging ihm bis zur Türe entgegen: „Grüss Gott, tapferer Junker, Du wirst wenig Mühe haben.“ Und unter ähnlichen Redensarten schloss sie ihn mit seiner jungen Frau, die noch immer im Hemde war, in der Kammer ein.

Die tat nun nach den Anweisungen, die ihr die erfahrenen Damen erteilt hatten, sprang ihm mit offenen Armen an den Hals und liebkoste ihn mit süssen Zungenküssen, wie sie einen Toten im Grabe hätten erwecken können. Und als sie der Gatte übers Bett legen wollte, bat sie ihn: „Tut mir den Gefallen und gebt mir alle meine Kleider zurück. Dann mögt Ihr mit mir machen, was Ihr wollt.“ Er, der ihre Eitelkeit kannte, antwortete in der edelsten Weise: „Von nun an sind natürlich die Kleider wieder Dein,

aber erweise Dich willig, und weigere mir nichts. Denn ich will Dir für jeden Finger breit, den mein Kleiner in Dich eindringt, noch je ein Kleid machen lassen, von der Farbe, die Du wünschest. Das verspreche ich Dir wirklich und wahrhaftig.“ Da sie äusserst putzsüchtig war, antwortete sie mutwillig: „Ich bins zufrieden,“ sprang wie ein Reh aufs Bett und nahm ihren Gatten auf, wie es sich gehört. Und auf einen einzigen Stoss war das Glied schon bis zur Hälfte verschwunden. Und, um eines der versprochenen Kleider zu gewinnen, fing sie an, die Finger zu zählen: „Einer!“ Schnell liess er auch den Rest noch eindringen. „Jetzt sinds zwei!“ rief sie, indem sie die anderthalb Hand und darüber für zwei Finger breit erachtete. Der schlaue Gatte, der schon mitten in der Arbeit war, lachte, ohne sich in seinem Geschäfte stören zu lassen. Aber das Mädchen meinte, als ob sie nichts weiter mehr spürte: „Also noch einen Finger!“ „Ich habe nichts mehr,“ antwortete er lachend,

voll Vergnügen über die Tapferkeit der jungen Dame. Da gewahrte sie den Beutel mit den beiden Schellen, die ihr am Pförtchen läuteten. Und da sie die in der Hand hielt, fragte sie ihren Mann: „Und was ists denn mit dem da?“ Er, der sich gerade anschickte, sie ordentlich zu salben, sagte, um ihr die einfältigen Gedanken zu vertreiben: „Halt nur ruhig, das sind ein paar Dinger, die nur des Prunkes halber da sind; einen eigentlichen Zweck haben sie nicht.“ Da versetzte die junge Frau: „So hätte ich also nur zwei Kleider gewonnen, ich Ärmste! Vorwärts, hinein mit ihnen! Ich will keinen Prunk haben, wenn ich nur ordentlich gekleidet bin.“

Das also war die Antwort der neuvermählten Gattin, die eben noch scheu und furchtsam vor so grossen Waffen war, eine Antwort, die ob ihrer einzigen Drolligkeit verdiente, bekannt zu werden. Und so kann denn jeder, der diese Geschichte gelesen hat, einsehen, woher das Sprichwort rührt.

VII.

WER SEINE EIGENEN GESCHÄFTE BESORGT, BESCHMUTZT SICH NICHT DIE HÄNDE.

Eine ähnliche Geschichte, oder eigentlich Dummheit hat Anlass zu diesem Sprichwort gegeben, das häufig gewinnsüchtige Menschen, die übermässig auf ihren Erwerb bedacht sind, anführen, um sich wegen ihrer Handlungsweise zu entschuldigen: „Wer seine eigenen Geschäfte besorgt, beschmutzt sich nicht die Hände.“

Eine edle Witwe heiratete zum zweiten Male, und zwar einen bis dahin ledigen Mann, einen reichen Gutsbesitzer und feurigen Jüngling. Nun wollte sie sich vor ihrem neuen Gemahle recht züchtig zeigen, zog daher, da sie glaubte, ihm durch kindische Geziertheit noch besser zu gefallen, in der ersten

Nacht, die sie mit ihm verbrachte, einen Handschuh über die rechte Hand; denn sie wusste genau, wie es zuging, und dass sie das männliche Glied et cetera werde berühren müssen. Der Gatte, der ihr zusah und den Handschuh an der Hand fand, der er eine bessere Aufgabe zugedacht hatte, lachte nur in sich hinein und kam, ohne ein Wort zu verlieren, seiner Pflicht nach. Am nächsten Abend, schickte er, als es Schlafenszeit war, seine Frau zu Bette und beobachtete wieder, wie sie den Handschuh anzog. Da zog er sich, weil es Sommer war, splitternackt aus, nahm ein paar ordentliche Schellen, die er heimlich vorbereitet hatte, befestigte sie an seinem Hefte und ging so ein schönes Stück im Zimmer herum. Und bei jedem Schritte klang es Tin Ton und Bim Bam. Höchlich verwundert sah die Dame dieses Gehaben, verhielt sich aber trotzdem ruhig und erwartungsvoll im Bette. Und der Gatte kam auch bald zu ihr aufs Lager; sie behielt den Handschuh an, er die Schellen, und wie er

der ehelichen Pflicht nachkam, läuteten sie ums Häuschen und erzeugten eine wahre Teufelsmusik. Aber sie bekam weit weniger, als sie gewünscht hätte, denn ein guter Teil des schönen Stücks Fleisch entging ihr ob der Grösse der angehängten Glöckchen.

So vergingen zwei, drei, vier und sechs Tage; sie blieb beim Handschuh, er bei den Schellen. Endlich, da es ihr schien, es gehe ihr zu viel von dem verloren, was sie in der ersten Nacht gekostet hatte, erzählte sie die ganze Unglücksgeschichte den Nachbarinnen, wie ihr Mann sich Schellen an Seinen gebunden habe, und wie ihr das Klingelspiel ein gutes Stück von der Flöte wegnehme. Als die guten Weiber von dieser neuen Art des ehelichen Vergnügens hörten, wollten sie sich vor Lachen ausschütten, dann wandten sie sich zu der Betrübten: „Madonna Gabriella, seht doch zu, ob Ihr ihm nicht selbst Anlass zu derartigem Beginnen gegeben habet. Er hängt sich doch die Glöckchen nur auf, um Euch irgendwie zu beschämen,

und will von Euch ohne Worte verstanden sein. Was für eine neue Erfindung wendet Ihr denn an, wenn Ihr mit ihm schlaft?“ Sie antwortete: „Meine lieben Damen, ich will Euch nichts verhehlen. Um ihm meine Züchtigkeit zu beweisen, habe ich immer einen Handschuh angezogen, damit er, wenn ich das Bewusste berühren muss, sehe, wie heikel und säuberlich ich bin.“ Von neuem erhoben die Zuhörerinnen ein stürmisches Gelächter: „Nun, da habt Ihrs ja. Indem Ihr den Handschuh anzieht, macht ihr Anstalten, als ob Ihr auf die Falkenjagd gehen wolltet; er geht auf Eure Absicht ein und nimmt vom Falken die Glöckchen von dieser Grösse. Und wenn er Euch für ein scheinheiliges Ding hält, hat er recht. Aber geht doch, lasst den Handschuh, und wenn die eine nackte Hand nicht genügen sollte, ihn ordentlich zu erfassen, so nehmt beide und tut, was Euers Amtes ist. Dann werdet Ihr sicher das Ganze bekommen.“

Auf solche Weise gut belehrt, packte Madonna Gabriella, als sie mit ihrem Gatten

zu Bett ging, den Handschuh bei den Nesteln und warf ihn mitten ins Zimmer, so dass er es sehen musste. Sofort löste der gütige Gemahl das Geklingel los, das er sich schon wieder angebunden hatte, und schleuderte es zum Handschuh. Dann legte er sich zu seiner Frau und drang in die Festung ein, soweit es nur möglich war. Und da die Glückliche sah, wie nun, wo sie den Handschuh fortgeworfen hatte, ein grosser Unterschied in den Massverhältnissen war wegen der Schellen, die jetzt auch nicht mehr dran waren, rief sie: „Sicherlich, unsere Nachbarinnen sind gescheite Weiber. Jetzt sehe ich ein, wie sehr recht sie haben.“ Und damit erfasste sie den Zipfel mit beiden Händen, wie ihr angeraten worden war; vor dem Gatten aber entschuldigte sie ihr Ungestüm also: „Wer seine eigenen Geschäfte besorgt, beschmutzt sich nicht die Hände.“

Da die ganze Geschichte später bekannt wurde, gewann das Wort eine grosse Verbreitung, nicht ohne überall fröhliches Gelächter hervorzurufen.

VIII.

DU KANNST JA EIN GUTER LÄUFER SEIN, ABER DU SIEHST NICHT DANACH AUS.

Es gibt auch einige Sprichwörter, die, ohne einen Bezug auf Menschen zu haben, auf Tiere zurückgehen, bei denen bisweilen mehr Scharfsinn und List zu finden sind, als man glaubt. So heisst es von der Krabbe, die, wenn sie Hunger hat, den Austern unter den Felsen nachstellt, dass sie, wenn sie gewahr wird, dass sich eine Auster ein wenig öffnet, ihr ein Steinchen, das sie in den Scheren bereit hält, zwischen die Schalen steckt, um deren Zuklappen unmöglich zu machen. Dann frisst sie den Inhalt und nährt sich so durch ihre eigene Geschicklichkeit.

Ein Krebs also, der allgemein als ein

boshaftes Tier gilt, spazierte am Wasserrande herum, als ihm ein Fuchs begegnete, der das Gefilde durchstreifte. Als dieser das Tierchen von fremdartiger Gestalt erblickte, das ein so träges Gehaben zeigte, und überdies mehr zurück als vorwärts ging, verwunderte er sich sehr und betrachtete es sehr genau. Nicht zufrieden damit, gab er ihm auch die Pfote und suchte es auszuforschen, was es eigentlich sei. Der Krebs erhob den Kopf: „Mein Freund, sei so gut und kümmere Dich um Deine Angelegenheiten; mich, der ich Dich nichts angehe, lass die meinen besorgen.“ „Was kannst Du denn eigentlich,“ erkundigte sich der Fuchs, „wodurch zeichnest Du Dich aus?“ So gab er dem armen Scherenvieh höhnische und freche Reden, endlich schlug er ihm vor: „Wir wollen zu unserm Vergnügen eine halbe Meile um die Wette laufen, wir zwei, Du und ich.“ Herzhaft nahm der Krebs an und erlegte seinen Einsatz, indem er sich nicht nur zum Wettlaufe bereit erklärte, sondern

seinem Gegner auch noch anbot, ihm dessen ganze Körperlänge vorzugeben. Meister Reinecke gedachte ihn doppelt zu prellen: „Meiner Treu, jeder Vorteil ist gut. Ich bins zufrieden.“ Nach diesen Worten nahm er also den vordern Platz ein, den Krebs hinter sich, der noch sagte: „Lauf nicht früher ab, als bis ich es sage.“ Dann hängte er sich ganz ruhig mit den Scheren an den Schwanz seines Gegners und rief: „Los.“ Die Last war gering, nahm auch keinen Raum ein, und so schoss der Fuchs mit flüchtigen Beinen dem Ziele zu. Angekommen wandte er sich um und meinte den andern noch ganz hinten zu sehen; aber der liess sich fallen und rief ihn an: „Was schaust Du, Freundchen? Ich bin vor Dir dagewesen; denn, wie Du siehst, bin ich nun hinter Dir, ganz beim Ziele.“ Da sah der Fuchs zurück, erkannte die Wette für verloren und glaubte umzusinken. Er betrachtete den Krebs von vorne und von hinten und sah nur, wie er sich immer nach rückwärts bewegte. Endlich zuckte er die

Achseln und meinte: „Du kannst ja ein ganz guter Läufer sein, aber Du siehst nicht danach aus."

Dieses Sprichwort gebraucht man von Leuten, die durch Versprechungen verblüffen, deren Erfüllung man ihren schwachen Kräften nicht zutraut.

IX.

BESSER SPÄT ALS GAR NICHT.

Aus den Tiefen der thebanischen Wüste ist dieses so häufig gebrauchte Sprichwort zu uns gekommen, und seine Entstehung ist, wie folgt:

Es war einmal ein reich mit Glücksgütern gesegneter Edelmann, Gatte einer sehr schönen und von ihm innig geliebten Frau. Sie verschied aber im Kindbette und hinterliess ihm ein Söhnchen, dasselbe, dessen Geburt ihr das Leben kostete. Man gab das Kind einer Amme, die es mit Sorgfalt nährte, bis es so alt war, dass es entwöhnt wurde. Der hinterbliebene Gemahl, verlassen von der, die er mehr geliebt hatte als sein Leben, war überzeugt, auf dieser Welt kein Glück mehr finden zu können, fasste daher den

Entschluss, künftig als Einsiedler zu leben, und verliess die Stadt mit seinem Sohne, der, wie gesagt, nicht mehr der Brust bedurfte. Da er auf der Wanderung zu einem Orte kam, der im Vergleiche mit der ihn umgebenden Wüste ganz angenehm erschien, weil einige Palmen Schatten spendeten, und ein klarer Quell mitten durch sprudelte, beschloss er, hier wohnen zu bleiben. Und dieweil sie nun an dieser Stelle hausten, lehrte der Vater den Sohn, der kräftig heranwuchs, jeden Tag ein Gebet, deren er mehrere wusste, und unterrichtete ihn im Glauben. Sie nährten sich von Früchten und Kräutern, tranken für den Durst das klare Wasser, und so wurde der Vater zum Greis, der Sohn zum blühenden Jüngling.

Manchmal verliess auch der Alte den Knaben und begab sich zur Stadt, von wo er Brot und andere Dinge zurückbrachte, wie er sie durch die Barmherzigkeit seiner Freunde erhielt; und so fristete er lange ihr Leben, bis die Zeit herankam, wo er die

Strapazen des Weges nicht mehr ertragen konnte. So entschloss er sich denn, einmal seinen scheuen Sohn mitzunehmen, damit künftighin dieser an seiner Statt zu den mildtätigen Freunden und Verwandten gehen könne. Nun er den Beschluss gefasst hatte, liess er die Ausführung allsogleich folgen. So betrat also der bäuerische und unerfahrene junge Mensch die Stadt, wo er sich über alles, was er sah, höchlichst verwunderte, da er ähnliches nie geschaut hatte. Und von allen Dingen, worauf sie trafen, sagte der Vater dem Neugierigen die Namen. Wie sie so dahinschritten, begegnete ihnen auch eine Schar schöner Jungfrauen, die geputzt von der Kirche kamen, und hier beantwortete der Greis die Frage des Knaben: „Ach, schlage ein Kreuz, mein Kind, das sind schlimme Dinge, deren sich der Teufel, der selbst zu hässlich ist mit seinen Hörnern und seinen Gänsefüssen, bedient, um die Menschen zu betrügen und in die Hölle zu stürzen, wo ein ewig Feuer brennt, und Kessel voll sie-

denden Peches schäumen.“ Der Sohn bekreuzigte sich, konnte aber den Ausruf nicht zurückhalten: „Vater, von allem, was Du mir gezeigt hast, ist dies das schönste, und nichts scheint mir lieblicher.“ Da erkannte der Alte, dass die Natur stärker ist als Menschenlist, es verdross ihn, den Knaben mitgenommen zu haben, und er kehrte eiligst mit ihm heim. Auf dem ganzen Wege, so lang er auch war, sprach er nur Schlechtes über die Frauen und schärfte dem Sohne fest ein, dass sie weit schlimmer seien als der Teufel; und nie mehr erlaubte er ihm, die Einsiedelei zu verlassen.

Kurze Zeit darauf zahlte der Greis der Natur seine Schuld und schied aus dem Leben. Der Jüngling blieb allein zurück, nährte sich weiter von Früchten und Kräutern und sprach täglich die vom Vater erlernten Gebete. So verlebte er lange Jahre. Da geschah es, dass in einem an der Grenze Palästinas gelegenen Kloster der Abt dahinging und viele junge Mönche ohne Oberhaupt

zurückliess. Diese entschlossen sich, einen neuen Abt zu wählen, misstrauten sich aber gegenseitig, da sie alle jung waren. Darum kamen sie überein, in der Wüste nach einem solchen zu suchen, und trafen auf diese Weise den ungesitteten und unwissenden Einsiedler; nach vielen Bitten brachten sie ihn ins Kloster und machten ihn zum Abte. Das Kloster lag ziemlich nahe der Stadt und wurde von vielen ihrer Inwohner besucht, besonders von den Weibern, deren grösster Teil dahin beichten zu gehen pflegte. So oft nun der plumpe und unerfahrene Abt, der die väterlichen Ermahnungen wohl behalten hatte, Frauen zu Gesichte bekam, bekreuzigte er sich und entwich. Ein Mönch, der dies einige Male beobachtet hatte, fragte ihn endlich: „Warum meidet Ihr diese Damen, Vater, die zu Euch um Rat kommen?“ „Weil sie das Böse sind,“ war die Antwort, und er berichtete ihm weiter das ganze Gefasel, wie er es von seinem Vater gehört hatte. Der Bruder erkannte die Unwissenheit seines Obern, er-

klärte ihm daher, wie diese unsere Mütter seien und wie ohne sie das Menschengeschlecht ausstürbe. Er fügte auch bei, dass das grösste Vergnügen auf dieser Welt die fleischliche Vermischung mit ihnen sei, und dass ihm, der es oft versucht habe, solches Tun süss scheine wie ein Stück der ewigen Seligkeit. Der einfältige Abt entschloss sich über Zureden des Mönches, die Sache zu verkosten, und dieser überliess ihm, um ihm einen Gefallen zu tun, als Gegnerin im Liebeskampfe seine eigene Freundin, eine dicke und wollüstige Bäuerin, die er genau über alles Nötige unterrichtet hatte. Als nun Seine Ehrwürden am Ziele der Reise anlangten und wirklich die vom Mönche versprochene Süssigkeit kosteten, verdrehte er verzückt die Augen und rief, da er die Seele auszuhauchen vermeinte: „Übernimm Du fürder die Sorge um die andern Brüder, ich, ich gehe ins Paradies!" Da aber die Arbeit beendet war, und er sich am Leben fand, begann er zu weinen. Sein mitleidiger Lehrer glaubte, er beklage die

begangene Sünde und tröstete ihn auf alle Weise, auch damit, dass er sagte, der allbarmherzige Gott vergebe noch viel schwerere Frevel. Doch der Oberhirt antwortete: „Nicht deswegen weine ich, sondern über mein Missgeschick, dass ich so lange Zeit gelebt habe, ohne dies zu lernen und zu versuchen.“ „Vater,“ erwiderte der Mönch, „besser spät, als gar nicht.“ „Besser spät, als gar nicht,“ meinte auch der Abt, und der Bruder wiederholte: „Besser spät, als gar nicht.“ Zum Schlusse wusste der Abt gar nichts andres mehr zu sagen; wenn einer zur Beichte kam oder zur Messe oder ein Almosen darbrachte, immer empfing er ihn: „Besser spät, als gar nicht.“ Und das Sprichwort ward bekannt und verbreitete sich, bis es endlich auch in unsere Gegenden kam. Und „Besser spät, als gar nicht“ wird auch der Leser sagen, der nunmehr die ganze Sache ordnungsgemäss erfahren hat.

X.

ALLES BOHNEN.

Ähnlich kam dieses des öftern angewandte Sprichwort aus dem Dorfe zur Stadt. Wenn einer im Tausche für eine minderwertige Sache eine im Vergleiche mit ihr sehr gewichtige verlangt, antwortet er auf eine Gegenbemerkung: „Alles Bohnen!" Und durch diese Redensart will er glauben machen, dass alles beide ein Ding sei, obwohl er ganz gut weiss, dass zwischen ihnen ein grosser Unterschied ist. Die Entstehungsgeschichte dieses Spruches ist aber sehr witzig.

Ein armer Bauer in der Gegend von Imola, schwach an Geiste, auch körperlich schwach, besonders in Hinsicht des Dinges, das man in der Ehe so notwendig braucht,

nahm zur Gattin eine ganz durchtriebene Dirne, die sich schon gar manches Mal im Einunddreissigerspiel versucht hatte. Und der Tropf nahm sie für eine Jungfer, da sie ihm auch in der Hochzeitsnacht, als sie unter ihm lag, weiszumachen verstand, dass ihr sein kleiner Zipfel jämmerliche Schmerzen verursache, und alle Kniffe anwandte, um ihn von ihren unerträglichen Beschwerden zu überzeugen. Der arme Teufel nahm alles für Wahrheit, da er selbst noch nie ein Weib erkannt, sondern höchstens seinen Halm manchmal im Gebüsche gerieben hatte; so verharrte er denn in der Meinung, eine bis dahin unberührte Jungfrau geheiratet zu haben. Und da er so mit ihr lebte, geschah es, dass ihm aus der obenerwähnten Kleinheit des bewussten Dinges ein recht grosses Übel erwuchs. Es lebte in demselben Flecken ein blinder Fussoldat, der durch gewisse Verletzungen um das Licht beider Augen gekommen war. Ihn verband schon vor der Hochzeit innige Freundschaft mit dem Landmanne, mit dessen Weibe er

schon lange vorher Umgang gepflogen hatte. Bei allen Festen suchte der Bauer seine Gesellschaft, da er sich durch des Soldaten Schlauheit immer irgend einen Vorteil erhoffte. Dieser Blinde besass nun ein Glied von noch nie gesehener Dicke, auch die Länge entsprach vollkommen dem Umfange. Eines Tages hatte der junge Ehemann seinen Gesellen in dessen Häuschen besucht, der ihn dann ein Stück auf dem Heimwege begleitete. Unter mancherlei Gesprächen kamen sie an einem Bohnenfelde vorbei — es war gerade die Zeit der Reife —, das dem Bauer gehörte. Sie unterhielten sich, wie es Brauch der Müssiggänger ist, von schlüpfrigen und anzüglichen Gegenständen, und der glückliche Gatte erzählte, dass seine Frau kaum die ihr von ihm zugefügte Mühsal hätte ertragen können, da sie derartiges noch nie früher versucht hätte. Der Soldat schickte sich an, den Seinen herauszunehmen, und bemerkte: „Dennoch gibt es wenige oder vielmehr gar keine Weiber, die jemals wegen eines noch

so grossen Gliedes die Umarmung versagen. Ihre Natur bringt es mit sich, dass sie auch dem grössten Einlass gewähren können.“ „Das glaube ich nicht,“ versetzte der andere, „wenn ich nur ein bischen mehr hätte, als ich habe, hätte ich nicht eindringen können.“ Während sie so miteinander plauderten, schwoll dem Soldaten das Gemächt und, da er seinen Begleiter als einen richtigen Einfaltspinsel kannte, zog er es hervor und liess es ihn sehen. Der Bauer war über seine Mächtigkeit ganz verdutzt: „O, was für ein Kerl! Den könnte meine Frau wohl nicht aufnehmen.“ „Und wie!“ war die Antwort, „in seiner ganzen Länge nähme sie ihn, bei Gott!“ Da schwur der Tölpel, dass das nicht möglich sei: „Willst Du wetten, dass Du nichts machen kannst, auch wenn ich mich ganz ruhig verhalte?“ „Zum Teufel ja!“ erwiderte der Soldat, „bringe sie nur ganz allein her, ich setze zehn Pfund.“ „Und ich setze dagegen dieses Bohnenfeld,“ sagte der Bauer, „da ich sonst nichts auf der Welt besitze.“

Mit diesen Worten ging er seine Gattin suchen, die er zufällig traf, und, während er sie zum Bohnenfeld führte, erzählte er ihr vom Streitfalle, dabei auch von der ungewöhnlichen Grösse des Gliedes seines Gegners. „Ah," versicherte sie ihn, „zweifle nicht, mein Mann, Du hast gewonnen. Niemals wird er es dazu bringen, dass ich ihn einlasse." „Dessen bin ich sicher," erwiderte er, „aber sieh nur trotzdem zu, dass Du Dich recht zusammenziehst. Denn die Hälfte des gewonnenen Geldes soll Dein sein; Du kannst Dir davon einen Rock machen lassen. Gib nur acht, dass wir nicht die Bohnen verlieren, sonst müssen wir heuer Hungers sterben."

Bei diesen Reden näherten sie sich dem Soldaten, der sich, den Schaft noch immer geschwollen, bereits aufgeknöpft hatte und sich nun sofort anschickte, das Geschäft mit der Frau zu beginnen. Als er aber darangging, an einem Grabenrande in besagtem Felde den Versuch zu machen, spürte er an den Händen und Schenkeln viele Nesseln

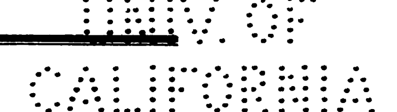
und Dornen, wie sie in dem schlecht gehaltenen Felde wuchsen, die ihn stachen und juckten, so dass er dem Bauer zurief: „Zum Teufel was ist das für ein Krautzeug, das beisst ja niederträchtig.“ „Na na,“ gab der zurück, „Du willst jetzt auskneifen, vorwärts, los, alles sind Bohnen.“ Und er kauerte sich im Graben nieder, um von unten zu sehen, ob ihm der Eintritt gelinge. Noch verweilte der Blinde, da ihn die Stacheln an den Hoden scheuerten, die am Boden schleiften. „Zum Teufel, was ist denn das wieder?“ Der Bauer hielt diese Reden für Ausflüchte, weil er nichts machen könne et cetera, und erwiderte abermals: „Alles Bohnen“. Endlich siegte der Soldat über die Nesseln und die Dornen und das ganze widrige Zeug, zog in die Festung ein und brachte seine Arbeit zum Abschlusse. Da der unglückliche Zuschauer den Schwanz ganz verschwinden sah, brach er in ein Weinen aus, schäumte vor Wut, und heulte, seine Fratze gegen das Feld wendend: „Lebt wohl, Bohnen!“. Die Frau hob

unter ihrer Last den Kopf: „Wirklich, lieber Mann, ich hätte es nie geglaubt; aber lass mich nur machen, noch hast Du nicht verloren. Ich will Dir einen Rat geben, der sicherlich Deinen Beifall finden wird.“ Und, da das Geschäft vollbracht war, erhob sie sich, worauf sie den Gatten überredete, er solle dem Blinden alles rundweg abläugnen; da sie keinen Zeugen gehabt hätten, könne er nichts verlieren.

Es geschah, wie sie sagte. Der Soldat aber schlug vor, die Probe von neuem zu machen, und sie kamen überein, die ganze Sache am nächsten Morgen zu wiederholen. Die Entscheidung sollte beim Pfarrer des Dorfes stehen, den sie zum Erscheinen auf dem Felde bewegen wollten. Ebenso nun, wie der Bauer den Ursprung des Sprichworts „Alles Bohnen“ veranlasste, tat es der Priester mit dem folgenden, wovon wir jetzt erzählen wollen.

XI.

WEITER GEHT ES NIMMER.



Der Morgen kam, und, nachdem man auf Kosten des Bauern gut gefrühstückt hatte, machte er sich mit dem Pfarrer und seiner Frau, der jede Minute tausend Jahre zu währen schien, bevor sie dazu kam, sich zu letzen, auf den Weg zum Felde, so wie es vereinbart war. Dort wartete schon der Blinde, den der Bauer nach der Begrüssung aufforderte: „Versuche nunmehr das, dessen Du Dich vermessen hast, damit dieser Streit geschlichtet werde." Der Pfarrer bezog seinen Beobachtungsplatz und setzte, da er schon in hohem Alter stand, die Brille auf, und der Soldat warf sich auf die Bäuerin, der ihr Gatte Zeichen gab, sich recht klein zu machen.

Aber sofort gab der Priester seinen Schiedsspruch ab; denn er hatte klar und deutlich gesehen, wie der Dolch in der Scheide steckte. Er nahm die Brillen ab und rief: „Weiter geht es nimmer!" Dann wandte er sich zum Bauern: „Deine Bohnen sind verloren." Der konnte kein Wort reden, er rang nur die Hände: „Potta di San Martello! Deiner kennt aber schon gar keine Schonung!"

XII.

ALLES BOHNEN.

Es gibt Leute, die den Ursprung dieses Sprichworts auf andere, und zwar folgende Weise ableiten wollen:

Eine edle Dame in der Lombardei hatte einen Fürsten zum Gatten, der unersättlich war im Verkehr mit dem weiblichen Geschlechte; sie verbrachte Tag für Tag in Gram über die Unbill, während er sich Tag für Tag in Gesellschaft seiner Freundinnen vergnügt unterhielt. In dieser Not richtete sie einmal einen festlichen Schmaus aus mit der tugendhaften Absicht, ihrem Manne auf feine Weise zu verstehen zu geben, dass zwischen Weib und Weib kein Unterschied sei, ausser vielleicht dem, den nur übermässige Lüsternheit

machen könne. Der Fürst kam also zu Tisch, auch seine Barone nahmen Platz, und der Küchenmeister setzte die schmackhaftesten Gerichte und Leckerbissen, mit Zucker und köstlichen Spezereien aller Art gewürzt, auf die Tafel. Aber in Wirklichkeit bestanden die Speisen durchwegs aus Bohnen, denn der Koch war ein Meister in seinem Fache. Da trug man auf Marzipan aus Bohnen, Krebse, Fische von allen Sorten, Torten und so weiter, und, obwohl alle Gerichte aus Bohnen bereitet waren, wiesen sie doch die verschiedensten Formen und tausenderlei Geschmack auf, so dass der Prinz noch nie so gut gespeist zu haben vermeinte. Da nun der Hunger gestillt war, und sich das Mahl dem Ende näherte, erkundigte er sich nach den Speisen, die ihm so vortrefflich gemundet hatten, zuerst nach der Gattung des Marzipans, dann nach der der Fische. Und die Dame antwortete: „Marzipan und Fische, beide sind nur Bohnen.“ „Und der Braten, der dann kam?“ „Auch Bohnen.“ „Und die Aale und

die Lampreten?“ „Alles Bohnen.“ Der Fürst und die Barone sahen sich an und mussten zugeben, dass das Essen nicht ohne Kunst zubereitet war. Und da sich der edle Herr der letztverflossenen Tage erinnerte, die er mit seinen Dirnen verbracht hatte, da sagte ihm sein Herz: Das also ist die Ursache. Alle Anwesenden empfanden die lebhafteste Freude, als er nun zu seiner Gemahlin sagte: „Madonna, Ihr habt mich königlich bewirtet mit diesen Fastenspeisen; künftig will ich Euch zu den Speisen des Karnevals einladen, und Ihr werdet von nun an allein mit mir speisen und an demselben Tische.“ Und lächelnd nahm er sie bei der Hand und begleitete sie auf ihr Gemach, indem er ihr für die ehrenvolle und witzige Mahnung dankte, die sie ihm erteilt hatte. Er verabschiedete alle seine Beischläferinnen und hielt sich fürder zu seiner Gattin, wie es die Pflicht heischt.

Von diesem Anlasse stammt der Gebrauch des Sprichworts.

XIII.

ICH GEBE NICHT DAS DAFÜR.

Wieder einem Bauern und zwar einem nicht weniger dummen, verdankt dieses Sprichwort sein Entstehen, das man anwendet, wenn jemand für eine Sache mehr verlangt, als sie wert ist, und der, der sie bezahlen soll, die Forderung für unbillig hält. In einem solchen Falle sagt man „Ich gebe nicht das dafür", wobei man mit dem Mittelfinger zum Daumen schnippt. Die Geschichte hat sich so zugetragen:

Ein Schafhirt, ein Brescianer aus Valtropia und so dumm wie möglich, nahm ein hübsches Mädchen zum Weibe. Aber in der ersten Nacht, die er zusammen mit der Jungfrau verbrachte, machte er nicht das mindeste

mit ihr; denn er hatte noch nie eine Frau berührt und war der Meinung, der Gatte müsse ihr vor allem andern erst mit dem Gliede eine Öffnung machen. In dieser Meinung stocherte er dem Mädchen an allen Enden herum, jetzt am Bauche, jetzt an der Brust, dann an der Seite, aber überall war seine Mühe vergebens, so dass die Hochzeitsnacht für ihn ganz nutzlos verging. Überall hatte er nach einer günstigen Stelle gesucht, überall am ganzen Körper, nur dort, wo er sie gefunden hätte, nicht. Denn daran hätte er nie gedacht, sie zwischen den Beinen zu finden. Kurz, er stand morgens auf und begab sich zu den andern Hirten, deren einer, gewitzter als er, ihn fragte, wie es ihm denn mit seiner Frau ergangen sei. „O je, O je," antwortete der junge Ehemann, „es ist mir nicht gelungen, etwas zu machen, da ich keinen Platz habe finden können, der sich fürs Loch geeignet hätte." „Wundere Dich nicht, Bruderherz," sagte der Kamerad, „es erfordert dies eine ziemliche Anstrengung." „O je,

O je,“ erwiderte der Tölpel, „wenn Du Dich nur an meiner Statt dieser Mühe unterziehen und das Loch für mich anfangen wolltest; ich wäre es sehr wohl zufrieden, Dich dafür zu entschädigen.“ Der so Gebetene meinte: „Es ist zwar ein sehr unangenehmes Geschäft, aber Dir zu Liebe, und wenn Du mich bezahlst, will ich es übernehmen, so dass Du dann ohne weitere Plage und ganz bequem Deine Sache machen kannst.“ Der Hirte versprach denn also seinem Freunde fünf Schafe und liess ihn in der folgenden Nacht bei der Jungfrau liegen, die keineswegs die Spröde spielte, da sich ihr Mann in der vergangenen Nacht so jämmerlich erwiesen hatte. Jener vollendete die Arbeit auf das allerbeste, und in der Frühe sagte er zum Schäfer: „Begib Dich jetzt auf Deinen Platz und suche gut unterm Bauche, wo Du nunmehr den Ort hergerichtet finden wirst, dass Du Dich ohne Mühsal ergötzen kannst. Vergiss aber nicht, mir nun auch die Schafe zu geben.“ „Lass mich nur zuerst ver-

suchen," entgegnete der andere, „wenn alles in Ordnung ist, sollst Du das Versprochene erhalten." In der nächsten Nacht legte er sich wieder zu seiner Frau, die er um das Loch fragte, das ihm der Freund gebohrt habe. Sie zeigte es ihm: „Hier zwischen den Beinen," und breviter besprang er sie zweimal, ohne irgend einen Schmerz zu verspüren, jedoch auch ohne ein Zeichen seiner Zufriedenheit zu geben. Am Morgen kam sein Helfer und fragte ihn, ob ihm nun gedient sei, was der Gatte ziemlich frostig zugab. Als jener aber seine fünf Schafe verlangte, wollte er nichts davon hören. Schliesslich lud ihn sein Kamerad vor den Richter des Tales, der ihm wohlgewogen war. Als dieser den Fall vernommen hatte, fragte er den unzufriedenen Ehemann: „Da sich der da der Mühe unterzogen und Dir das Loch gemacht hat, warum willst Du ihm denn nicht die versprochenen fünf Schafe geben?" Da schnippte der Beklagte mit den Fingern, wie früher erwähnt: „Ich gebe

nicht das dafür, Messer, denn er hat es so nahe dem untern Loche gemacht, dass ich mich fast jedesmal irre.“

Da brachen alle, die zugegen waren, in Lachen aus, und seit dieser Zeit ist das Sprichwort im Umlaufe.

XIV.

PISSE KLAR UND VERLACHE DEN ARZT.

So sagt alle Welt, um die Verehrung und Anhänglichkeit an unsere Vorfahren zu beweisen. Das Sprichwort hat aber eine andere Entstehungsgeschichte, als man gemeinhin anzuführen pflegt; und zwar hat die Sache folgenden Hergang gehabt:

Ein unwissender Arzt, deren es so viele gibt, siedelte sich in der Absicht, dort reich zu werden, in Chiavari an, einem Orte im Genuesergebirge, der von lauter Bauerntölpeln bewohnt war. Bei den ersten Proben, die er von seiner Kunst ablegte, fand er in den Flecken und Tälern eine grosse Anzahl heiratsfähiger Mädchen, die sich mit Wollen- oder Leinenweberei beschäftigten; da streute

er nun das Gerücht aus und sorgte für seine Verbreitung, dass er besonders im Einrichten verrenkter Feigen sehr geschickt sei. Und da, wie man wissen will, alle Weberinnen diese verrenkt haben von der Reibung bei dem ewigen Auf und Ab, so kamen viele mannbare Mädchen heimlich zu ihm. Solche hiess er sich auf eine für seine Eingriffe bequeme Bank legen und besorgte es ihnen mit dem nachträglichen Bemerken, dass dies die einzige mögliche Art und Weise des Einrenkens sei. Es war ein ansehnlicher und fester Knüppel, womit er sie gut bedient zu haben glaubte, und viele Dirnen gingen ihm in die Falle, so dass er ausser seinem Nutzen und Vergnügen in kurzer Zeit auch einen grossen Ruf erlangte. Von keinem andern wollten die Weiber mehr etwas wissen, als von Meister Ghirardone da Bobbio, wie sein Name war.

So verlangte auch die alte und schwache Frau eines Mauleseltreibers in diesem Orte nach ihm, weil sie der Meinung war, er

werde auch sie auf die Weise heilen, die er, wie sie vernommen hatte, bei andern anwandte. Und da beide Eheleute viel auf ihre Bequemlichkeit hielten, musste der Arzt zu ihnen ins Haus kommen. Eingetreten erkundigte er sich nach dem Unwohlsein der Hausfrau. Der Gatte schob ihn mit den Worten „Sie wird es Euch selbst sagen" in die Kammer. Die Alte empfing ihn bei der Türe und reichte ihm die Hand: „Messer, ich will, dass Ihr mich einrichtet, da ich mein ganzes Leben lang am Webstuhl gesessen habe; denn ich weiss, dass Ihr ausserordentliche Fähigkeiten dazu besitzt." Der Doktor erschrak über ihre ekelhafte Hässlichkeit: „Madonna, jedes veraltete Übel ist unheilbar; aber lasst Euern Urin sehen, vielleicht leidet Ihr an einem ganz andern Übel, als Ihr glaubt." Und das sagte er nur, um ihr auf diese Weise Geld abzulocken, da ihm ihr Reichtum wohl bekannt war. Sie urinierte ohne weiters in ein Glas und zeigte ihm das Wasser. Er sah ihr ganz verdutzt zu, erklärte dann den

Harn für trübe und liess den Mann eintreten. Dieser wünschte zu wissen, wieviel er für ihre vollständige Heilung geben müsse, damit sie wieder klar pisse. „Ich will nicht gerade einen Vertrag eingehen," entgegnete der Heilkünstler, „gebt mir vor allem zwei Dukaten, ebensoviel Tag für Tag, so lange die Kur dauert." „Und wenn sie klar pisst, ist sie dann geheilt und ihres Übels ledig?" „Ja, wenn sie klar pisst, kann sie den Arzt verlachen."

Die Alte, die sich den Doktor zu einem ganz andern Zwecke hatte holen lassen, dass er ihr nämlich eins auf seinem Blasebalge aufspiele, gab wohl acht auf seine Worte, dass sie ihn weiter nicht brauche, wenn sie klar pisse, und prägte sie ihrem Gedächtnis wohl ein. Als er die Heilung nun geraume Zeit verzögerte, da er das Ehepaar so stärker rupfen konnte, besprach sie sich mit ihrem Manne: „Sieh zu, Gavocchio, dieser Schuft von einem Pfuscher wird nie zugeben, dass ich klar pisse, da ihm ja nur darum zu tun

ist, möglichst viel Geld einzuheimsen. Du hingegen willst wieder, dass mein Wasser ganz rein sei. Entlassen will ich ihn nicht, weil dann das ganze Geld endgiltig verloren wäre; aber gerne möchte ich ihm, wenn Du mit mir eines Sinnes wärest, dreissig gute Dukaten abjagen. Er hat vor, nach Polzevera zu reisen, um Geld und Kleider, die er dort zurückgelassen hat, zu holen. Das alles möchte ich, dass wir bekämen.“ Der Gatte stimmte ihr bei: „Richte das ein, wie Du willst, mir ist alles recht. Auch mir scheint es, dass Du schon klar genug pissest.“ „Das einzugestehen muss man ihn eben zwingen,“ gab sie zurück, „und zwar auf folgende Weise: Du nimmst einen Weinschlauch, der ungefähr meine Grösse hat, und wirst dem Doktor bei dem Graben, den er passieren muss, wenn er mit dem Gelde zurückkommt, auflauern. Auch mich wirst Du auf einem Maultiere zu diesem Graben hinführen, wo wir beide auf ihn warten werden. Du musst mich ganz mit Laub bedecken, so dass man nicht einen

Zipfel von mir sehen kann, mich überhaupt, um unsere List recht glaubhaft zu machen, ganz so herrichten, dass ich ein zweiter Schlauch zu sein scheine. Ausserdem ist es nötig, dass Du einen Kameraden mitnimmst, auf den Du Dich verlassen kannst. Mit diesem wirst Du so tun, als ob Du ihm die beiden Schläuche abkaufen wolltest, und, wenn dann der Doktor daherkommt, rufst Du ihn und bittest ihn um Rat bei dem Handel." Der Maultiertreiber liess sein Weib nicht ausreden: „Ich sehe schon, Du willst ihn bepissen und ihm in den Bart trompeten. Er wird Dich auch für einen Weinschlauch halten und erklären, dass Du klar pissest; und Du wirst ihn beschiessen und zum Narren halten. Es gibt kein bessers Mittel, um uns zu rächen; Du hast natürlich recht."

Als sie durch sichere Kundschaft den Tag, wann der Arzt mit dem Gelde zurückkommen sollte, erfahren hatten, nahm Gavocchio den Schlauch und setzte sein Weib auf ein Maultier, während er selbst mit seinem

Gevatter zu Fuss ging. Bei dem Graben, über den der Doktor setzen musste, angekommen, stieg sie ab. Er brach eine genügende Menge Zweige ab, und die Alte liess sich ganz nackt auf alle Viere nieder, die Knie eingezogen und die Beine darunter geschmiegt; dann bedeckte er sie ganz mit dem Laubwerk, wie man es mit Weinschläuchen zu machen pflegt, wenn es heiss ist, und die Sonne hoch steht, wie es der Fall war. Ebenso verfuhr er mit dem andern Schlauche, um die Täuschung des ersten vollkommen zu machen, und zwar so, dass sich jedermann hätte betrügen lassen. Da kam auch schon der Doktor auf seiner kleinen Mauleselin daher, zwei Packtaschen hinter sich, worin das Geld war, ungefähr sechzig Dukaten und vier Becher. Gavocchio trat ihn demütig an: „Guter Herr, wenn es Euch recht ist, so bitte ich Euch um Eurer Güte willen, steigt ein bischen ab und seht zu, wie Euch diese Schläuche scheinen, die mir der gute Mann da verkaufen will; Ihr seid ein Philosoph und ein Ratgeber

Gottes: wenn ich nach Eurer Einsicht tue, kann ich nicht schlimm fahren." Der Doktor, plump genug, freute sich mächtig über das Lob, stieg ab, liess sein Tier, die Taschen auf dem Rücken, unter einem Baume, und kam zum Graben, wo er sich gerade über den Schlauch beugte, den das alte Weib vorstellte. „Fasst nur mit der Hand die Öffnung an," sagte der Gatte, und der Arzt griff der im Laub Versteckten an die untere Schnauze, die er für die haarige Öffnung des Schlauches halten musste. Und da er die Lefzen mit dem Finger geschlossen hielt, stiess der Mann, der wie auf einem Pferde oben sass, sein Weib in die Weichen, so dass es zu pissen anfing. „Der Schlauch ist hin," schrie der Arzt, „er beseicht alles!" „Gebt nur acht, ob das klar ist, was herauskommt, oder ob der Inhalt verdorben ist," fragte der andere. „Ja, er pisst ganz klar," antwortete der Gefoppte, dem die Alte fortwährend auf Hände und Arme pisste. Und da sie vernommen hatte, wie der Arzt bekannte, dass sie klar

pisse, erinnerte sie sich an seine einstigen Worte, dass sie sich nunmehr über ihn lustig machen könne, und begann loszuschiessen und alle Stücke abzufeuern. Der Doktor horchte, und Gavocchio bat: „Messer, riechet doch, was das ist.“ Der arme Kerl versenkte seine Nase in die Spalte, atmete ordentlich ein und schrie: „Pfui, Pfui, den kauft ja nicht, der stinkt nach Dreck zum Ersticken, er muss innen ganz verfault sein.“ Da sprang die Frau auf die Füsse, und gab ihm einen Tritt vor die Brust, dass er in den Graben flog. „Du lügst, ich bin ja geheilt! Du hast ja selbst gesagt, dass ich klar pisse, und dass sich, wer klar pisst, über den Arzt lustig machen kann. Und das habe ich denn auch getan.“ Während der Doktor unten im Graben um Hilfe rief, lief Gavocchio zur Eselin, sprang hinauf, hob sein belaubtes Weib zu sich in den Sattel und brannte mit dem Gelde durch, während er den Geprellten im Kote begraben liegen liess. Und wegen des guten Possens, den man ihm gespielt hatte, musste

dieser künftig immer und immer hören: „Pisse klar und verlache den Arzt."

XV.

DU BIST NICHT ER.

Von einem schönen Mädchen in Piacenza rührt dieses Sprichwort her, das noch heute verbreitet ist. Wenn jemand, der entweder sich selbst oder einem andern zuviel zutraut, und mehr sagt, als wahr ist, antwortet man ihm: „Du bist nicht er“ oder „er ist nicht jener.“ Und dieses Wort ist folgendermassen entstanden:

In der Stadt Piacenza lebte ein artiger Jüngling, der ein Kleinod sein eigen nannte, wie es eine Frau nur wünschen konnte. Auch einer der besten Tänzer jener Zeit war er, und ob dieser Tugend wohlgelitten bei allen Damen. Unter anderm übte er auch die Höflichkeit, dass er, wenn er mit einer Dame

tanzte, die ihm ihr Wohlgefallen merken liess und ausserdem noch hübsch war, ihr den bewussten Zipfel in die Hand drückte. Besonders gerne scherzte er so, wenn er maskiert war. Die ganze weibliche Welt hielt ihn also lieb und wert wegen seiner Schönheit und Tanzkunst, dann aber auch wegen der eben erwähnten Eigentümlichkeit, so dass die glücklich erschienen wäre, die ihn an sich zu fesseln vermocht hätte.

Nun kam das Karneval mit seinen Lustbarkeiten, wo er alle Feste in irgend einer Verkleidung besuchte. So gab auch ein edler Bürger in seinem Hause einen grossen Ball, wozu der Jüngling sein Erscheinen zugesagt hatte. Aus lauter Sehnsucht, dort das Gewisse berühren zu dürfen, bestürmte ein schönes Fräulein, die durch andere Damen über sein Gehaben wohl unterrichtet war, ihren Vater mit Bitten, sie das Fest besuchen zu lassen, wozu sie sich geschickt eine Einladung zu verschaffen gewusst hatte. Der Vater gab die Erlaubnis, und so wurde die

Jungfrau von der Mutter am Festtage in das gastliche Haus geleitet. Als man nach dem Mahle zu tanzen anfing, bekam sie auch schon den jungen Edelmann, wenn auch maskiert, zu Gesichte, da er ihr von den Freundinnen gezeigt wurde. Beim ersten Anblicke begann sie mit ihm zu liebäugeln und liess ihn eine heisse Leidenschaft merken. Daraufhin forderte sie der Junker zum Tanze auf, und mehrmals drehten sie sich im Saale in der Saltarella herum, bis er den Musikanten ein Zeichen gab, nunmehr eins mit der Sackpfeife aufzuspielen, um eine bessere Gelegenheit zu haben, ihr den heiligen Stengel in die Hand zu drücken. Da der Takt gewechselt hatte, drehten sie sich immer schneller und schneller, mit ihnen eine ganze Schar anderer Tänzer. Und da sie den Druck seiner Hände erwiderte, gab er ihr, als die Musik mit dem raschen Tempo einsetzte, und der Vortänzer den Rundtanz anhob, das kleine Tierchen regelrecht in die Hand; und sie, weit entfernt, es zurückzuweisen, hielt es so

fest, als sie nur in der Heimlichkeit konnte. So geschah es auch noch ein zweites Mal.

Der Zufall wollte es, dass sich auf dem Balle auch ein langjähriger Liebhaber der jungen Dame eingefunden hatte, dem es in sechs Jahren nicht vergönnt gewesen war, von ihr irgend eine Gunst oder auch nur eine gute Miene zu erlangen. Dieser hatte ganz deutlich gesehen, was sie mit ihrem Kavalier getan hatte, und voll Zorn sagte er zu einem Kameraden: „Diese Huren von Weibern! Der ist von Gott verlassen, der ihnen traut!“, und erzählte ihm alles, was er wahrgenommen hatte. Dann aber sprach er bei sich selbst: Weil es nun einmal schon so ist, und Du es liebst, auf der männlichen Saite zu spielen, so will ich Dich zufriedenstellen und Dir das in die Hand geben, was Du verlangst. Darauf ging er weg und zog ein ganz gleiches Kostüm an wie das seines Nebenbuhlers; als sich dieser entfernt hatte, was er belauerte, wartete er noch ein wenig und trat dann in den Saal.

Und sowohl in der Grösse als auch im Anzuge ähnelte er vollkommen dem glücklichen Junker, so dass niemand zweifelte, es wäre noch immer einunddieselbe Person. Als es nun zum Tanzen kam, und er die Jungfrau im Arme hielt, gab er ihr nach derselben Zeit und an demselben Orte, wie der andere, das Tabernakel in das Händchen, ohne zu ahnen, dass sein Vorgänger wohl zehnmal besser ausgestattet war als er. Kaum aber hatte die Tänzerin die Sache erfasst, erkannte sie die grausame Täuschung, öffnete sofort die Finger und stiess ihn zurück: „Zum Teufel mit Dir! Du bist nicht er!" Und sie verliess den Tanzplatz, um sich niederzusetzen, und erzählte einigen vertrauten Freundinnen alles, was ihr zugestossen war. Der junge Mann aber, der sich wegen der Unscheinbarkeit seiner Ausrüstung verhöhnt sah, verliess das Fest.

Als die Geschichte in der Stadt bekannt ward, wurden die Worte „Du bist nicht er" sprichwörtlich. Und von dieser Zeit an bis

auf den heutigen Tag will kein junges Mädchen in Piacenza die Hand geben, ausser ganz frei, und noch jetzt wird dieser Gebrauch geübt: Wenn ein Maskierter eine Dame einlädt, sagt sie: „Zeigt Euer Gesicht, sonst tanze ich nicht."

XVI.

WER DABEI IST, DEM GESEGNE ES GOTT!

Der Erzbischof der Romagna Andreasso da Cingoli hatte eine Schwester, eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, aber ziemlich lüstern nach den süssen Leckerbissen. Als er sich eben vornahm, sie zu verheiraten, ging sie mit einem Liebhaber durch. Nachdem er sie wieder zurückerhalten hatte, beschönigte er, um ihr auch weiterhin die Aufnahme in eine angesehene Familie zu ermöglichen, ihre Flucht, indem er vorgab, sie hätte einige Zeit in einem gewissen Kloster verweilt, und machte neuerdings den Versuch, sie zu vermählen. Aber sie brannte ihm ein zweites und ein drittes Mal durch, das letzte Mal mit einem Kirchenvorsteher.

Da der Erzbischof den Mann exkommunizierte, bei dem sie sich aufhielt, bekam er sie wieder zurück, und nun versuchte er, sie mit milden Strafen zu bessern. Sie liess sich jedoch nicht hindern, ein viertes Mal zu entweichen, und ging nun durch viele Hände, ehe man sie wieder einbrachte. Und viele Bannflüche wurden in der Kathedrale geschleudert, viele Exkommunikationen ausgesprochen, bevor man ihrer habhaft werden konnte.

In Gegenwart der nächsten Verwandten und einiger würdiger Mönche liess sich der Erzbischof die Schwester vorführen; alle überschütteten sie mit Vorwürfen und hielten ihr vor, mit welcher Schande sie sich bedecke, und wie wenig Ehre sie ihrer Familie mache, und darunter mischten sie noch etliche Verwünschungen. Das Mädchen hörte ruhig zu, ohne sich einschüchtern zu lassen, blickte den Erzbischof fest an und sagte: „Mein Herr und Bruder, darf ich etwas entgegnen?" „Sag, was Du willst," erwiderte er. „Nun

denn, wenn ein Frauenzimmer einmal zwei gehabt hat, dann können sie hundert Teufel nicht abhalten, dass sie bis auf hundert kommt.“ Alle Anwesenden mussten diese Rede hören, und der Erzbischof schüttelte sich vor Lachen, dass ihm der Kopf zwischen den Schultern verschwand. Dann gab er den Auftrag, zur Predigt zu läuten, nachdem er noch vorher befohlen hatte, die Dame in Freiheit zu setzen. Und als sich Männer und Frauen versammelt hatten, stieg er auf die Kanzel und begann:

„Meine Herren und Huren! Der Anlass zu meiner heutigen Predigt ist folgender: Ich habe wegen der Flucht meiner Schwester eine Anzahl Bürger und Soldaten exkommuniziert. Da ich nun meine Schwester ihrer Sünden wegen getadelt habe, hat sie mir coram omnibus geantwortet: „Wenn ein Frauenzimmer erst einmal zwei gehabt hat, so können sie hundert Teufel nicht abhalten, dass sie bis auf hundert kommt.“ Ich hebe daher die Exkommunikation aller, die das

Mädchen genossen haben, auf, und von nun an sage ich: „Wer dabei ist, den segne der heilige Petrus, und er möge es ihm gut anschlagen lassen.“ Aber seht nun, meine lieben Zuhörer, worum es sich eigentlich handelt. Bevor ich Bischof geworden bin, bin ich auch Beichtvater gewesen, und niemals hat mir ein Dirnlein, das über zehn Jahre alt war, nicht zu gestanden, mindestens zwei schon gehabt zu haben. Ihr, Ihr Weiber, Ihr seid alle Huren, wir Männer sind alle Hahnreie. Was mich betrifft, so will ich mich darum nicht weiter scheren: Wer dabei ist, dem gesegne es der heilige Petrus!“ Und mit diesem frommen Wunsche verliess der Erzbischof die Kanzel; das Wort jedoch blieb im Volksmunde und hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

ANMERKUNGEN.

I.

Wenn es an Heu mangelt, tut es Gerstenstroh.

Diese Novelle, wovon auch eine lateinische Bearbeitung Cornazanos existiert *(Proverbiorum opus Prov. I)*[1]) geht zurück auf das Fabliau *C'est de la dame qui aveine demandoit pour morel sa provende avoir.*[2]) Ganz nahe dem Fabliau und unserm Schwanke steht eine Erzählung Bebels im dritten Buche seiner *Facezien*[3]), die ich im folgenden mitteile:

---

[1]) Siehe oben S. 5.

[2]) *Recueil général et complet des Fabliaux des XIIIe et XIVe siècles* par M. Anatole de Montaiglon, 6 tomes, Paris, 1872—1890. (Vom zweiten Bande an ist Gaston Raynaud als Mitarbeiter genannt.) I. No 29.

[3]) Wegen der Verdeutschung dieses Schwankes verweise ich auf meine in Kürze in demselben Verlage erscheinende Übersetzung des *Facezien* Bebels.

Fabula Hieronymi Emser secretarii Georgii ducis Saxoniae.

Filiam olim mater quaedam rogavit, quomodo gener eam tractaret, an nuptiis etiam nocturnis eam exhilararet? Respondit filia, Nequaquam: nisi quod manibus mihi uterum palpat. Tunc mater, Postquam, inquit, iterum te taliter palpaverit exclama myon. ea enim vox felium existit. Sique dixerit, quid vis catelle? dicas, Carnem in carnarium meum. *Ein Fleischlein in mein tätzlin.* Tunc intelliget quid velis teque thorali munere imbuet. Nocte postridiana maritus uxorem palpitavit, more solito: illa vero maternum consilium exequitur. Tandem maritus uxoris voluntatem expertus, ad debitum solvendum strenuum se praestitit. Cum autem immodica demum uxoris libidine esset fractus atque defatigatus, coepit parcius in ea re militare: unde illa saepius clamavit myon. E cum saepe saepius et praeter modum repeteret vocem illam, coëmit sibi maritus holusculum, positoqu eoe clam sub lecto: clamanti deinde uxori solita voce, holus adjecit, dicens: *Friss auch Kraut mit unter.* quasi non possit eam semper carnibus pascere. Ex Lipsia. 5. die Junii anno domini 1508. Hinc inde trahit originem hoc proverbium, Ede interim

etiam olus, in eos qui carnes sibi devorant, olus contemnunt.

Dieser Schwank ging in die französische Übersetzung der *Notti* Straparolas von Larivey (Lyon 1572) über; der Herausgeber merzte eine ihm offenbar zu langweilig scheinende Erzählung des Italiäners aus, um dafür die Bebelische Facezie, etwas umgearbeitet, einzusetzen.[1])

Bédier[2]) zitiert zum obigen Fabliau die Verse von Clement Marot (Ausgabe von 1577):

En entrant dans un jardin,
Je trouuay Guillot Martin
Aveques s'amie Heleine,
Qui vouloit pour son butin,
Son beau petit picotin
Non pas d'orge ne d'aveine, etc.

und fügt noch eine Anzahl Nachweise hinzu, ohne jedoch Cornazano, Bebel und Larivey anzuführen. Die Absicht, die Schamhaftigkeit einer jungen Frau

---

[1]) Im Neudrucke *Les Facetieuses nuits de Straparole* traduites par J. Louveau et P. de Larivey, Paris 1857, 2 tomes, steht sie im zweiten Bande, S. 350 ss.

[2]) *Les Fabliaux. Études de littérature populaire et d'histoire littérarire du moyen age par Joseph Bédier.* 2e edition, Paris 1895, p. 460.

oder eines Mädchens mit der durch die Erfüllung der ehelichen oder ausserehelichen Pflichten bedingten Freimütigkeit in Einklang zu bringen, erzeugte eine Legion von Schwänken, worauf ein näheres Eingehen unmöglich ist. Interessant ist die Bearbeitung einer Facezie Poggios[1]) durch L. Domenichi,[2]) weil Domenichi hinzufügt: O voraginem esurientem. Die Vergleichung des weiblichen Geschlechtsteiles mit einem gefrässigen Lebewesen begegnet uns aber schon bei den Römern und ist wahrscheinlich noch älter (Catullus, XXXVIII, 4; LVII, 8; Tibullus, *ad priapum*, 30, 31; Martialis, II, 51; Juvenalis, VI, 128, 129; Lucilius, *Frag. satyr.* X, 15; etc.)

S. 9. Insurgunt taedia corvo.

Diese Worte bilden den zweiten Teil eines Hexameters in der 15. Fabel von Romulus: *De vulpe et corvo.*

---

[1]) *Die Facezien des Poggio Fiorentino.* Aus dem Lateinischen übersetzt und eingeleitet von Hans Floerke mit einem literaturhistorischen Anhange von Albert Wesselski. München, 1906. S. 212.

[2]) *Facezie, motti & burle.* Raccolte per M. Lodovico Domenichi. Venetia 1581, p. 101.

S. 9. Geliebte Tochter, habe ich dich denn geopfert? u. s. w. und

S. 10: indem er ein Glied von so grossartiger Beschaffenheit vorwies u. s. w.

Vergleiche zu diesen beiden Stellen die 43. Facezie Poggios, in der zitierten Ausgabe S. 49 u. 50.

S. 11. Gib meinem Pferde Heu!“

Im Fabliau:

Biax freres doux
Faites Moriax ait de l'avainne etc.

S. 13. „Madonna, Heu gibt es nicht mehr u. s. w.

Im Fabliau:

Soeur, dès or mais te tien au bran,
Et ainsis com tu veus s'en pran;
Bien saches l'aveinne est fallie;
Fait t'en ai trop grant departie;
A noiant est mai li greniers
Dont Moriax a esté rantiers;
Dès or au bran t'estet tenir,
Car l'avainne as faite fenir.
Quant les haus jors venir verras,
D'aveinne ta provande aras;
Don bran auras les autres jors;
De moi n'auras autre secors;
Desormais au bran te tenras,
Car de l'avaine point n'aras.

II.

Du hast es gewollt, Du hast es.

Den Stoff zu dieser Erzählung entlehnte der Autor der 4. Novelle der *Cent nouvelles nouvelles.* Unabhängig von Cornazano schöpfte aus derselben Quelle auch Cinzio dei Fabrizii die Fabel für sein *Proverbio* XXVIII.[1]) Aus den *Cent nouvelles nouvelles* ging die Geschichte in die *Ducento Novelle* von Celio Malespini über. (No. 15.) Das grundlegende Motiv findet sich jedoch meiner Ansicht nach schon in den *Sieben Vezieren*[2]) und in den *Sept sages.*[3])

---

[1]) *Libro della Origine delli Volgari proverbi* di Aloyse Cynthio degli Fabritii. . . Vinegia, 1526. Vergl. hierzu Lembcke, *Cintio dei Fabrizii* im *Jahrbuch für romanische und englische Literatur,* I. Band, Berlin 1859, S. 298 ff. und G. Rua, *Intorno al „Libro della origine delli volgari proverbi" di Aloise Cinzio dei Fabrizii* im *Giornale storico, vol.* XVIII. Torino 1891, p. 76 s.

[2]) *Der Sohn des Wesirs und die Frau des Badhalters* in *Tausend und einer Nacht.* Aus dem Arabischen übertragen von Max Henning, 24 Bde. Leipzig, X. S. 167.

[3]) *Li Romans des sept sages.* Herausgegeben von H. A. Keller, Tübingen, 1836, S. CLXXVIII: *Der Bademeister und der Königssohn.*

S. 19. Wenn es ihrer zehne sind u. s. w.

Cent nouvelles nouvelles No. 4:[1]) s'il estoient trois, j'en seray bien maistre hardiment.

III.

Dem Klugen genügen wenig Worte.

Cornazanos eigene Erfindung, obwohl sich schon bei Masuccio (*Novellino* III. 2 und III. 8) Anklänge finden. Sie betreffen jedoch nur das Verhältnis der Ehefrau zum schwarzen Diener. Später übernimmt bei Bandello ein tölpelhafter Deutscher die Rolle des Negers (*Novelle,* P. III. No. 51). Hieher gehört auch die 53. Novelle Morlinis. Wenn auch die Unersättlichkeit der Frau ein uraltes Thema bildete — vergleiche die VI. Satyre Juvenals — drastischer und grotesker wurde sie wohl nie dargestellt als von Cornazano.

Ein häufig wiederkehrendes Motiv ist es, dass der Gatte oder Vater von der Gattin oder Tochter gefragt wird, ob sie dem Diener wirklich zu Willen sein solle, der ihre Gunst angeblich im

[1]) Publiées . . . par M. Thomas Wright, 2 tom. Paris 1857 t. I. p. 29.

Auftrage des Mannes oder Vaters verlangt. Da dieser an die Ausführung eines wirklich erteilten, selbstverständlich anders lautenden Befehles denkt, bejaht er natürlich die Frage. In der vorliegenden Novelle verhält sich die Sache umgekehrt, und ist mir kein ähnliches Beispiel bekannt.[1])

S. 24. . . dass er trotz seiner Farbe u. s. w.

Hieronymus *ad Ezech.* XXIII... Aegyptiorum quorum carnes sunt ad similitudinem asinorum, et tam largus seminum fluxus, sive veneranda tam grandia, ut equorum superent deformitatem.

S. 31. Anschauen des Betthimmels.

Th. Bischoff weiss in einem Aufsatze: *Entwicklungsgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der Missbildungen*[2]) folgendes zu erzählen:

Schon Hippokrates verteidigte eine Prinzessin, welche in den Verdacht des Ehebruches ge-

---

[1]) Vergl. hierzu Köhler, *Kleinere Schriften* I. Band, S. 291.

[2]) Dr. R. Wagner, *Handwörterbuch der Physiologie,* Bd. I. Braunschweig, 1860, S. 885.

kommen war, weil sie ein schwarzes Kind gebar, dadurch, dass zu den Füßen ihres Bettes das Bild eines Negers gehangen habe.

In dieser, entweder von Hippokrates wirklich ausgeführten, oder ihm nur zugeschriebenen Handlung, könnte man also die Quelle Cornazanos vermuten — wenn etwas an der Sache wäre. Leider verschweigt aber Bischoff, woher er die Geschichte genommen hat, und ich hege begründete Zweifel, ob sie überhaupt in einem alten Schriftsteller zu finden sei.

Möglich wäre es, dass der Glaube, ein so krasser Fall des „Versehens" könne sich wirklich zugetragen haben, auf die arabischen und abendländischen Kommentatoren von Aristoteles zurückgeht. In einem kuriosen Büchlein, betitelt *Problemata Aristotelis, ac Philosophorum Medicorumque complurium* ... Francofurti ad Moenum, MDLXXX, finde ich Sign. F3a folgende Untersuchung:

Quare imaginatio matris de Aethiope generat filium nigrum? et hoc etiam est verum de alijs opinionibus. Unde refert Albertus Magnus, quod quaedam regina in coitu imaginabatur Aethiopem prope lectum, depictum imagine magna et distorta, et sic concepit et peperi,

filium nigerrimum. Ad hoc respondetur secundum Avicennam, quod imaginatio de casu facit homines cadere, et de lepra facit hominem leprosum. Sic etiam in proposito imaginativa est superior formativa foetus, tale percipit formale, quale sz. imaginatum est.

Und ebendort, Sig. G 3a heisst es:
Quare pueri frequentius assimilantur patri quam matri?

Respondetur, quod hoc est propter imaginationem matris de dispositione patris in coitu. Unde ratione fortis imaginationis, de qua memoratur tempore conceptionis, pueri maxime attrahunt eius dispositionem. Aut color est, ut superius patuit de regina, imaginante imaginem nigram, quae peperit filium nigrum. Et rursus patuit de quadam regina Aethiope, quae tempore conceptionis imaginabatur de albissimo colore, et tunc peperit filium album. Et idem habetur ex artificio Jacob, qui virgas discoloratas misit in aquas tempore commixtionis ovium.

Im übrigen kennt weder Hippokrates noch Aristoteles die fruchtändernde Kraft der Einbildung. Immerhin berichtet Aristoteles, *De animalibus historiae* l. VII. c. 6, einen angeblichen

Vorfall, der vielleicht alle Erzählungen von verschiedenfarbigen Kindern verschuldet hat:

'Αποδίδωσι δὲ καὶ διὰ πλειόνων γενῶν, οἷον ἐν Σικελίᾳ ἡ τῷ Αἰθίοπι μοιχευθεῖσα· ἡ μὲν γὰρ θυγάτηρ ἐγένετο οὐκ Αἰθίοψ, τὸ δ'ἐκ ταύτης.

Hiezu noch ***De animalium generatione*** **l. I. c. 18.**

Plutarch hat uns die Meinung von Empe dokles übermittelt ***(De placitis philosophorum*** **l. V. 12):**

Οἱ μὲν πλεῖστοι τῶν ἰατρῶν, τυχικῶς καὶ αὐτομάτως ἐκ τοῦ ὅταν διαψυχθῇ τὸ σπέρμα καὶ τὸ τοῦ ἀνδρὸς καὶ τὸ τῆς γυναικὸς, ἀνόμοια γίνεσθαι τὰ παιδία.

Ἐμπεδοκλῆς, τῇ κατὰ τὴν σύλληψιν φαντασίᾳ τῆς γυναικὸς μορφοῦσθαι τὰ βρέφη· πολλάκις γὰρ εἰκόνων καὶ ἀνδριάντων ἠράσθησαν γυναῖκες, καὶ ὅμοια τούτοις ἀπέτεκον.

Οἱ Στωϊκοὶ, συμπαθείᾳ τῆς διανοίας, κατὰ ῥευμάτων εἰς κρίσεις καὶ ἀκτίνων, οὐκ εἰδώλων, γίνεσθαι τὰς ἀλλήλων ὁμοιότητας.

Interessant ist ein Passus in den ***Essais*** **von Montaigne, l. I. ch. XXI,[1]) weil sich Montaigne so wie der Verfasser der oben zitierten** ***Prob-***

---

[1]) *Essais* de Michel de Montaigne, Paris, Didot, 1838, p. 40.

lemata auf das Vorgehen des Patriarchen Jakob mit den Mutterschafen [1]) beruft:

Tant y a que nous veoyons par experience les femmes envoyer aux corps des enfants qu'elles portent au ventre, des marques de leurs fantasies; tesmoing celle qui engendra le More; et il feut presenté à Charles, roy de Boëme et empereur, une fille d'auprez de Pise, toute velue et herissee, que sa mere disoit avoir esté ainsi conceue à cause d'une image de sainct Jean Baptiste pendue en son lict.

Des animaulx il en est de mesme; tesmoings les brebis de Jacob, et les perdris et lievres que la neige blanchit aux montaignes.

Die Geschichte des Mädchens aus Pisa nahm Montaigne aus der *Silva de varia leccion* des Spaniers P. Mexia, einem Buche, das zum ersten Male 1540, also 40 Jahre vor der ersten Ausgabe der *Essais,* in Sevilla gedruckt wurde. Mexia gibt als seine Quelle Markus Damaszenus an.[2])

---

[1]) I. Buch Mosis, 30, 37—39.

[2]) *Sylva variarum lectionum, das ist: Historischer Beschichts-* (sic) *Natur- und Wunderwald.* Nürnberg 1669, Zweyter Theil, S. 33. Diese deutsche Übertragung ist nicht nach dem spanischen Originale, sondern nach einer der beiden italiaenischen Übertragungen (Venetia 1560 und 1616) verfertigt.

Auch der Nürnberger Ratsherr und Pegnitzschäfer Georg Philipp Harsdörffer kennt den Stoff. Er erzählt:[1])

In Westphalen hatte ein Edelmann die heiligen drei Könige in seiner Kammer abgemalet, adrunter einer als ein Mohr gantz schwartz gestaltet. Diesen bildete ihr die Edelfrau so stark ein, dass sie ein gantz schwartzes Kind mit grossen auffgelauffenen Lippen zu der Welt gebahre.

Bemerkenswert ist, dass auch Goethe *(Die Wahlverwandschaften,* II. 13) und Ibsen *(Die Frau vom Meere,* II. Akt, 7. Auftritt) zu den Anhängern der Theorie, ein „Versehen" sei möglich, gehören. Vergl. hiezu und überhaupt Weininger, *Geschlecht und Charakter,* 2. Auflage, Wien 1904, S. 557—563.

IV.

Lieber ein Geweih als ein Kreuz.

S. 38. einen Gürtel nach syrischer Art.

Über die Keuschheitsgürtel handeln ausführlich

---

[1]) *Der grosse Schau-Platz Lust- und Lehrreicher Geschichte.* Frankfurt und Hamburg 1683 (erste Ausgabe 1652), zweytes Hundert S. 162. Vergl. auch Erstes Hundert, S. 19.

Aretino, Brantôme etc. etc. Vergleiche ferner Fuchs, *Das erotische Element in der Karrikatur*, Berlin, 1904, S. 94 ff.

S. 17. Zu der eigenartigen Verwendung des Kreuzes kann ich keine Parallele nachweisen; hingegen bemühen sich in einer ganzen Reihe von Schwänken eifersüchtige Ehemänner, meistens Maler, ihre Frauen dadurch zu sichern, dass sie ober der gewissen Stelle ein Gemälde anbringen. Ist es abgescheuert, so ist die Untreue erwiesen. Hieher gehören das altdeutsche Gedicht *Hie beginnet der maler von Wirtzeburge*[1]) und eine Novelle von Pietro Fortini,[2]) zitiert von Keller, der noch einige Nachweisungen beibringt. Dazu kommt noch die Erzählung von d'Ouville *D'un jeune peintre et de sa femme.*[3]) Schliesslich ist noch eine merkwürdige Stelle im zweiten Teil von Thümmels *Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich* zu erwähnen.[4]) Hier ist es ein Kreuz und zwar ein gemaltes, das jedoch

---

[1]) A. von Keller, *Erzählungen aus altdeutschen Handschriften*, Stuttgart, 1855, S. 251.

[2]) *Lo agnellino dipinto. Novella.* s. l. 1812.

[3]) *Contes aux heures perdues.* 2, p. 107.

[4]) *Werke*, 1856, II. S. 220 ff.

ganz andern Zwecken dienen soll. Selbstverständlich wird es verwischt, dann aber durch einen — Stimmhammer — ersetzt. Man vergleiche auch Köhler, *Kleinere Schriften*, II. S. 611 ff.

V.

Liebèr ein Geweih als ein Kreuz.

Diese Erzählung ging über in *Il Convito* di M. Gio. Battista Modio, Torino 1558 (fol. 38a), daraus einzeln gedruckt Milano 1558 unter dem Titel *Origine del Proverbio che sia suol dire Anzi corna che croci.* Ein Neudruck erschien 1821 in Mailand.[1])

VI.

Ich will keinen Prunk, wenn ich nur gut gekleidet bin.

Hat einige Aehnlichkeit mit der 86. Novelle der *Cent nouvelles nouvelles*[2]) (Malespini II. N. 81) und der 62. Facezie Poggios[3]) Denselben Stoff

---

[1]) Passano, *Novellieri italiani in prosa*, 2. ediz. Torino 1878, I. p. 235.

[2]) In der zitierten Ausgabe II. p. 167.

[3]) In der zitierten Ausgabe S. 65 und 294.

verwertete Cornazano auch im *Proverbiorum opus*, Prov. 3. Bei Cinzio dei Fabrizii (siehe S. 150) trägt die 28. Novelle den gleichen Titel, ohne jedoch mit dem Inhalt der Cornazanos irgend etwas gemein zu haben.

VII.

Wer seine eigenen Geschäfte besorgt, beschmutzt sich nicht die Hände.

Den Schwank verwandte Straparola in den *Piacevoli Notti*, Notte XI. Fav. 5.

S. 70. Und wenn er Euch für ein scheinheiliges Ding hält.

Ich lese statt (*una santa*) *citta* citella. Jedenfalls ist hier, wie auch sonst, der Text verdorben.

S. 70. Aber geht doch . . .

Vielleicht ist es nicht unpassend, auf einen Ausspruch Theanos, der Gattin von Pythagoras, hinzuweisen. Diogenes Laertius berichtet in den *Vitae philosophorum* l. VIII. c 1. *Pythagoras*, 43:

. . . τῇ δὲ πρὸς τὸν ἴδιον ἄνδρα μελλούσῃ πορεύεσθαι παρῄνει ἅμα τοῖς ἐνδύμασι καὶ τὴν αἰσχύνην ἀποτίθεσθαι, ἀνισταμένην τε πάλιν ἅμ' αὐτοῖσιν ἀναλαμβάνειν.

VIII.

Du kannst ja ein guter Läufer sein, aber Du siehst nicht danach aus.

Das einleitende Beispiel von der Schlauheit der Krabbe findet sich auch bei Leonardo da Vinci:

Ostriga. — Pel tradimento.

Questa, quando la luna è piena, s'apre tutta, e quando il grancio la vede, dentro le gietta qualche sasso o festuca, e questa non si può riserrare, onde è cibo d'esso granchio[1]).

Ähnlich ist die bekannte Fabel von der Krähe, die Steinchen ins Wassergefäss wirft, um sich das Trinken zu ermöglichen.[2])

Noch mehr verbreitet ist die Fabel vom Wettlauf eines schwachen mit einem starken Tiere und der Sieg des schwachen. Grimm[3]) erzählt eine ähnliche Fabel, wozu er eine mit unserer übereinstimmende Version beibringt.

---

[1]) J. T. Richter, *Scritti letterari di Leonardo da Vinci (The literary works of L. d. V.)* London 1883, II. p. 323.

[2]) Waldis, *Esopus.* Herausg. v. Kurz, II. 7 und die Nachweisungen hiezu S. 81 f.

[3]) *Kinder- und Hausmärchen,* N. 187 u. III. S. 255 ff. (dritte Auflage).

Weitere Nachweisungen gibt Kurz zu Waldis, *Esopus*, III. 76. Ein hierher gehöriges siamesisches Märchen zitiert Bastian[1]), Steele[2]) eines aus Ceylon.

IX.

Besser spät als gar nicht.

Über den Stoff, woraus der erste Teil unserer Novelle gebildet ist, handeln ausführlich Dunlop,[3]) Hagen[4]), Liebrecht[5]), Lévêque[6]), Landau[7]) und Bolte[8]).

[1]) *Einige Fabeln a. d. siamesischen Nonthuk-Pakkaranam* in *Orient und Occident.* III. S. 497. ff.

[2]) Steele, *Kusa Jatakaya*, London 1871, S. 257: *Cunning beats strength.* Vergleiche hiezu Köhler, *Kleinere Schriften*, I. S. 535 ff.

[3]) J. Dunlop, *History of Fiction*, London, 1814, II. p. 234 ff.

[4]) F. H. v. d. Hagen, *Gesamtabenteuer*, Stuttgart und Tübingen, 1850, II. S. VI. ff.

[5]) Liebrecht, *John Dunlop's Geschichte der Prosadichtungen*, Berlin, 1851, S. 230 u. 462.

[6]) Lévêque, *Les Mythes et les légendes de l'Inde et de la Perse* . . , Paris, 1880, p. 519 ff.

[7]) Landau, *Die Quellen des Dekameron*, 2. Auflage, Stuttgart, 1884, S. 89, 171 und 223.

[8]) Montanus, *Schwankbücher*, herausgegeb. von J. Bolte. Tübingen, 1899, S. 612 ff.

Die Version Cornazanos stellt sich als eine Verquickung der Nov. 14. der *Cento novelle antiche* mit der im Prologe zum 4. Tage des *Decameron* erzählten Geschichte dar. Einzelne Stellen sind sogar beinahe wörtlich dem *Decameron* entlehnt:

Boccacio:	Cornazano:
. . . una sua donna, la quale egli sommamente amava, . . .	. . . una mogliera molto bella e da lui sommamente amata, . . .
. . . sante orazione insegnandogli, . . .	. . . Insegnava sue certe orationi . . .

etc. etc.

Der zweite Teil der Novelle basiert auf der 29. Fabel des L. Abstemius: *De Heremita virgine aegrotante*[1]; sonst findet sich das Motiv noch bei Waldis,[2] Casti[3] u. s. w.

Das XXI. Sprichwort bei Fabrizii hat ausser dem Titel mit der Novelle Cornazanos nichts gemein.

---

[1]) *Mythologia Äsopica* ed. Nevelet, Francofurti, 1610, p. 546.

[2]) *Esopus,* II. 60. Vergl. die Nachweisungen von Kurz.

[3]) *Novelle galanti,* nov. 3: *L'Arcivescovo di Praga.*

X.

Alles Bohnen.

Passano[1]) verweist nach S. Poli auf eine Erzählung Minnuccis, die sich in den Noten zum *Malmantile* von Zipoli findet. Ich teile den Inhalt nach Passano mit:

Ein Bauer aus Imola wettet mit einem blinden Freunde, dass dieser auf den von Dornhecken umzäunten Kirschbaum, der in einem Bohnenfelde steht, nicht hinaufkomme. Der Blinde bekleidet sich mit Rinderfellen und zwängt sich durch die Dornen. Der Bauer verliert also das Bohnenfeld, das der Gegenstand der Wette war: „Addio Fave!"

S. 92. Einunddreissigerspiel.

Im Original *moglie .. trentonizata per tutto il paese.* Der Sinn der Redensart ist ohne weiters klar. Aretino, der übrigens auch eine „Erzeinunddreissigerpartie" kennt, schildert den Vorgang des öftern in der bei ihm gewöhnlichen anschaulichen Manier.

S. 94. Den könnte meine Frau u. s. w.

Die Naivetät des Bauern gemahnt lebhaft an

[1]) op. cit. p. 234, 598.

die Gedanken von Lucius bei Apulejus, *Asinus aureus*, lib. X, da er als Esel die hitzige Dame befriedigen soll.

XII.

Alles Bohnen.

Die Ähnlichkeit dieser Novelle mit der nov. 5 im *Decamerone*, giorn. I, ist auffallend. Die Quelle Boccaccios scheint Landau[1]) in den arabischen *Sieben Vezieren* anzunehmen. Nun ist zu beachten, dass der König, der sich in der Erzählung Boccaccios entfernt, ohne irgend ein Zeichen seiner Anwesenheit zurückzulassen, in der Version der *Sieben Veziere* seinen Siegelring zurücklässt; daraus erfolgt Eifersucht des Gatten, die erst durch eine Erklärung des Königs, die Frau sei unschuldig, behoben wird.[2]) Dieser zweite Teil findet sich dann auch für sich allein in *Tausend und einer Nacht* (VIII. S. 82), im *Syntipas*, und in vielen weitern Bearbeitungen. Landau hat nachgewiesen, dass diese Geschichte — des Löwen Spur — ohne die von

---

[1]) *Die Quellen des Dekameron*, S. 43.

[2]) *Tausend und eine Nacht*, X. S. 145, Keller, *Li Romans*, S. CXXXVIII.

dem aus 90 gleichartigen Schüsseln bestehenden Mahle schon sehr früh nach Italien gelangt ist und scheint aus dieser Tatsache den oben erwähnten Schluss über die Quelle Boccaccios zu ziehen. Eine spätere Form der Erzählung, wie sie der Erzbischof von Urbino, Paulus Aemilius Sartorio, berichtet, weist er als nicht in Betracht kommend zurück.

Nun ist es gar nicht notwendig, so weit zu gehen. Die Geschichte findet sich, allerdings ohne die Nutzanwendung auf die Gleichheit der Frauen, schon bei einem viel ältern abendländischen Schriftsteller. Dieser ist Livius, der im 35. Buche, cap. 49 der *Historiae* einen römischen Feldherrn folgenderweise reden lässt:

> Est autem res simillima coenae Chalcidensis hospitis mei, hominis et boni et sciti convivatoris. Apud quem solstitiali tempore comiter accepti, quum miraremur, unde illi eo tempore anni tam multa et varia venatio; homo non, quam isti sunt, gloriosus, renidens, condimentis, ait, varietatem illam et speciem ferinae carnis ex mansueto sue factam.

Es ist sicher, dass Boccacio ein grosser Kenner und Verehrer von Livius war. Attilio Hortis[1]) zählt

---

[1]) Cenni di Giovanni Boccacci intorno a Tito Livio, Trieste, 1877.

nicht nur eine grosse Anzahl Anleihen auf, die Boccaccio bei Livius für seine Bücher: *De claris mulieribus*, *De montis, silvis, fontibus . . .* , *De casibus virorum illustrium* und *De genealogia Deorum* gemacht hat, sondern vertritt auch die Ansicht, dass Boccacio Livius ins Italiänische übersetzt habe. Ein Zweifel darüber, ob Boccaccio die eben angeführte Stelle gekannt habe, kann füglich nicht bestehen.

Noch bleibt zu untersuchen, ob er beim Vergleiche der Frauen mit den Speisen selbständig vorgegangen ist. Und hieher passt eine Anekdote, die Plutarch in den *Conjugalia praecepta*, XLVI. aufbewahrt hat:

> *Γυνή τις πρὸς τὸν Φίλιππον ἄκουσαν ἐφελκόμενον αὐτὴν, Ἄφες με, εἶπε· πᾶσα γυνὴ τοῦ λύχνου ἀρθέντος ἡ αὐτή ἐστι.*

Aber auch die livianische Erzählung hat Plutarch in ein wenig abweichender Form übernommen und das tertium comparationis vollständig durchgeführt. Die betreffende Stelle findet sich in der *Apophtegmata, Titi Quinctii*, 4:

> *Ἀντιόχου δὲ τοῦ βασιλέως μετὰ πολλῆς δυνάμεως ἥκοντος εἰς τὴν Ἑλλάδα, καὶ πάντων ἐκπεπληγμένων τὰ πλήθη καὶ τοὺς ὁπλισμοὺς, λόγον εἶπε τοιοῦτον πρὸς τοὺς Ἀχαιούς· ἔφη γὰρ, ἐν Χαλκίδι*

παρὰ τῷ ξένῳ δειπνῶν θαυμάζειν τὸ τῶν κρεῶν πλῆθος· εἰπεῖν δὲ τὸν ξένον, ὅτι ταῦτα πάντα χοίρειά ἐστιν, ἡδύσμασι καὶ σκευασίαις διαφέροντα. Μὴ τοίνυν μηδὲ ὑμεῖς, ἔφη, θαυμάζετε τὴν βασιλικὴν δύναμιν, λογχοφόρους καὶ καταφράκτους καὶ πεζεταίρους καὶ ἀμφιπποτοξότας ἀκούοντες· πάντες γάρ εἰσιν οὗτοι Σύροι ὁπλαρίοις ἀλλήλων διαφέροντες.

Wenn wir in dieser Rede von Titus Quinctius anstatt der Soldaten Frauen einsetzen, haben wir den ganzen Gedankengang Boccaccios, Cornazanos und ihrer orientalischer Vorgänger. Obwohl die Vermutung, Boccaccio sei von Livius beeinflusst worden, die grössere Wahrscheinlichkeit hat, ist es keineswegs ausgeschlossen, dass er auch die Fassung Plutarchs gekannt habe. Ferner dürfte auch die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen sein, dass der morgenländische Erzähler im Banne eines klassischen Autors gestanden sei, eine Möglichkeit, deren Untersuchung ich Berufenern überlassen muss.

XIII.

Ich gebe nicht das dafür!

Die Quelle ist die 150. Fecezie von Poggio[1]); wahrscheinlich existierte auch ein Fabliau, das den

[1]) Zitierte Ausgabe S. 153 und 301.

Stoff behandelte. Ähnlichen Inhaltes sind die zwei Fabliaux *De la sorisete des estopes* und *Du sot chevalier.*[1])

XIV.

Pisse klar und verlache den Arzt.

Trotz des gleichen Titels hat das Prov. XLV von Fabrizii nichts sonst mit dieser Erzählung gemeinsam, zu deren ersten Teile sich in der *Kryptadia*[2]) eine Anzahl Nachweise finden.

S. 120. Und da, wie man wissen will, alle Weberinnen ......

Montaigne, *Essais*, l III. ch. 11[3]):

Qui est aussi la raison pourquoy les Grecs descrioient les tisserandes, d'estre plus chauldes que les aultres femmes, à cause du mestier

---

[1]) Montaiglon-Raynaud IV. 105 und I. 20.

[2]) *Κρυπτάδια. Recueil des documents pour servir a l'etude des traditions populaires*, vol. IV, Heilbronn, 1888, p. 236. s.

[3]) ed. cit. p. 541.

sedentaire qu'elles font, sans grand exercice du corps.

Und er führt fort:

Dequoy ne pouvons nous raisonner à ce prix la? De celles icy ie pourrois aussi dire que ce tremoussement que leur ouvrage leur donne ainsin assises, les esveille et sollicite, comme faict les dames le croulement et tremblement de leurs coches.

Wenn nicht Montaigne von Cornazano beeinflusst worden ist, ist es ersichtlich, dass beide auf demselben Boden fussen; wo jedoch die Stelle sei, worauf sich beide beziehen, habe ich nicht ermitteln können. Vielleicht, aber unwahrscheinlich, ist es die folgende aus Aristoteles, *De animalium generatione*, l. IV, c. 6:

Ἔστι μὲν οὖν αἴτιόν τι τούτων καὶ διὰ τὸν βίον· ἑδραῖαι γὰρ οὖσαι πλειόνος γέμουσι περιττώματος, ἐπεὶ ἐν οἷς ἔθνεσι πονητικὸς ὁ τῶν γυναικῶν βίος, οὔθ' ἡ κύησις ὁμοίως ἐπίδηλός ἐστι, τίκτουσί τε ῥᾳδίως κἀκεῖ καὶ πανταχοῦ αἱ εἰωθυῖαι πονεῖν· ἀναλίσκει γὰρ ὁ πόνος τὰ περιττώματα, ταῖς δ' ἑδραίαις ἐνυπάρχει πολλὰ τοιαῦτα διὰ τὴν ἀπονίαν καὶ τὸ μὴ γίνεσθαι καθάρσεις κυούσαις, ἥ τ' ὠδὶς ἐπίπονός ἐστιν etc. etc.

Vergl. auch *De animalibus historiae*, l. VII. c. 9. (8).

Ploss[1]) **schreibt:**

Auch eine bestimmte, lang andauernde Körperhaltung und eine besonders grosse oder besonders geringe Arbeitsleistung wird auf die Gestaltung des Beckens sicherlich nicht ohne Einfluss sein. So sieht Bertherand,[2]) **welcher die Becken der Araberinnen in Algier sehr weit geöffnet fand, die Ursache in drei Bedingungen: erstens im Tragen der Kinder auf dem Rücken während der ganzen Säugungsperiode, zweitens im Reiten zu Pferd schon in früher Jugend, und drittens im Sitzen mit untergeschlagenen Beinen nach Art der Schneider in unseren Landen.**

XV.

Du bist nicht er.

Die Geschichte hat viel Ähnlichkeit mit der 15. Novelle der ***Cent nouvelles nouvelles***[3]) **(Malespini II. 70). Sie steht auch im** ***Proverbiorum opus***

---

[1]) **Dr. H. Ploss,** ***Das Weib in der Natur- und Völkerkunde.*** **5. Auflage. Herausgegeb. von Dr. M Bartels, Leipzig, 1897, I. S. 146.**

[2]) ***Médecine et hygiène des Arabes,*** **Paris, 1855.**

[3]) **ed. cit. I p. 81.**

Cornazanos als Prov. IX. Brevio benützte sie für seine Novelle von Messer Ermete Bentivogli und Monna Camilla de' Garisendi.

XVI.

Wer dabei ist, dem gesegne es Gott!

S. 140. Da der Erzbischof den Mann exkommunizierte . . . Exkommunikation in einem ähnlichen Falle auch bei Masuccio.[1])

S. 141. Wenn ein Frauenzimmer einmal zwei gehabt hat u. s. w.

Wer denkt hier nicht an die Worte Valentins:

Du fingst mit einem heimlich an,
Bald kommen ihrer mehre dran,
Und wenn Dich erst ein Dutzend hat,
So hat Dich auch die ganze Stadt.

---

[1]) *Novellino*, II. 3.

NACHTRAG.

Zu VIII. Zu der angeblichen Gewohnheit der Krabbe, die Auster durch ein Steinchen am Zuklappen der Schalen zu verhindern, ist noch auf eine Stelle im *Hexaemeron*, l. V. c. 8 des heiligen Ambrosius zu verweisen.[1]) Die Stelle lautet:

Cancer quoque quas cibi gratia praestigias struit! Namque et ipse ostreo delectatur, et carnes eius epulum sibi quaerit. Sed quia ut appetens cibi, ita prospiciens est periculi: quoniam cum difficilis est venatio, tam periculosa: difficilis, quia testis validioribus esca interior includitur, nam velut muris quibusdam mollitiem carnis praecepti imperialis interpres natura munivit; quam medio testarum quodam sinu concavo nutrit ac fovet, et quasi in quadam valle diffundit: et video cassa omnia

---

[1]) *Opera*, Parisiis, 1614, t. I, p. 66.

tentamenta sunt cancri, quia aperire clausum ostreum nulla vi potest: et periculosum est, si chelas eius includat; ad argumenta confugit, et insidias nova fraude molitur. Itaque quia omnia genera delectatione mulcentur, explorat si quando ostreum remotis in locis ad omni vento contra solis radios dyptichum illud suum aperiat, ed reseret claustra testarum, ut libro aere visceris sui voluptatem quandam capiat: et tunc clanculo clanculum immittens, impedit conclusionem ostrei, ac sic aperta claustra reperiens, tuto inserit chelas, visceraque interna depascit.

Wenn auch das *Hexaemeron* nicht als Quelle Cornazanos betrachtet werden kann, so ist es immerhin wahrscheinlich, dass sie in der patristischen Literatur zu suchen sei. Dem heiligen Ambrosius erzählt die Parabel auch Vincentius von Beauvais nach, in dessen *Speculum naturale*, l. XVII. c. 36 *De cancro*,[1]) es heisst:

Cancer ostreis vescitur, sed quia ostreum clausum nulla vi aperire potest. Periculosumque est si chely eius includat, ad argumenta confugit, et insidias nova fraude molitur. Explorat enim si quando etc. etc.

---

[1]) *Bibliotheca Mundi Vincentii Burgundi*, t. I, Duaci, 1624, p. 1272 A.



Zu IX. Ebenso findet sich im *Speculum historiale* desselben Verfassers, l. XVI. c. 97, *De tentatione carnis*[1]) eine kurze Erzählung, die lebhaft an den ersten Teil der Novelle *Besser spät als gar nicht* erinnert. Hier bezeichnet der Vater die Frauen als weltliche Mönche, eine Version der Parabel, die, wie ich glaube, kein Gegenstück hat, und worauf noch nicht aufmerksam gemacht worden ist:

Quidam senex in monasterio habuit filium, qui ibi nutritus nesciebat cuiusmodi mulieres essent. Cumque factus esset vir, immittebat ei Daemon species, et habitum mulierum. Ille autem retulit patri qui mirabatur: cumque cum patre descenderet in Aegyptum videns mulieres ait, isti sunt qui veniebant ad me de nocte in eremo. Admiratus ergo pater daemonum fraudulentiam, ait illi: Fili, isti sunt monachi saeculares, qui alio utuntur habitu quam eremitae: sicque statim reversi sunt in cellam suam.

Aber auch die Fassung des Stoffes, die aus *Barlaam und Josaphat*[2]) bekannt ist, erzählt Vincentius Bellovacensis, und zwar an drei Stellen: *Speculum historiale*, l. XV, c. 41, *Idem de Josa-*

---

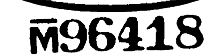
[1]) *Bibliotheca Mundi*, t. IV, p. 615s.

[2]) Siehe die S. 162 angegebene Literatur.

phat per mulieres seducendo consilium dat, ferner *Speculum mopale*, l. I., p. I. d. 5, *De visu* und ebendort l. III. p. IX, d. 5, *De fugienda societate mulierum.*[1])

---

[1]) *Bibliotheca Mundi*, t. IV. p. 595, t. III. pp. 875 und 1392.


M96418

